Den 2. Sept. 1894. (Salamis und Sedan.)

Als mir die Aufgabe zufiel, die heutige Festrede zu halten, da war ich eine Weile im Zweifel, worauf ich bei der 24. Wiederkehr des Sedantages die Blicke meiner Zuhörer besonders lenken sollte. Wohl rufen wir es uns immer wieder mit hoher Begeisterung, mit stolzer Freude, nicht bloß an jedem 2. September, sondern in jedem Jahre zu ungezählten Malen ins Gedächtnis zurück, daß wir durch die Kämpfe der großen Jahre 1870 und 71 endlich in den Besitz dessen gelangt sind, was unsere Väter vergeblich zu sehen hofften, in den Besitz eines geeinten, freien und mächtigen Vaterlandes. Wenn wir die Klagelieder deutscher Sänger aus vergangenen Dezennien hören, ihre Schmerzenstöne wegen der getäuschten Hoffnungen eines opferfreudigen Patriotismus, ihr unmutvolles Grollen über den kleinlichen Geist derer, denen Deutschlands Geschicke vertraut waren, — wenn wir aus dem Munde eines der deutschesten unter den deutschen Dichtern in Bezug auf unser Vaterland das Wort vernehmen:

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied wie Schwertesstreich, —

wenn wir seine Klage gipfeln sehen in dem Ausspruch:

Untröstlich ist's noch allerwärts,

wohl hebt sich dann unsere Brust stolz und frei, und wir danken aus dem tiefsten Grunde eines beglückten Herzens den wackeren Helden, die auf Frankreichs Erde mit ihrem Herzblute die entzweiten Bruderstämme zusammenkitteten, die auf französischem Ambos mit ehernem Hammer einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

neuen deutschen Kaiserthron schmiedeten, so daß wir jetzt mit wohlbegründetem Selbstbewußtsein rühmen können:

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Nicht mehr von Deutschlands Schmach und Schande
Säng' er den alten Trauersang,
Nein, vom erwachten Vaterlande
Das hohe Lied voll Jubelklang.

Ja, wohl gedenken wir mit ganz besonderer Dankbarkeit immer wieder jener großen Schlacht, die vor 24 Jahren den französischen Kaiser und seine letzte Feldarmee in unsere Hände lieferte, aber trotzdem sind wir bei der regelmäßigen Wiederkehr eines solchen Gedenktages nur zu leicht ermüdet, wenn Jahr um Jahr immer wieder nur die eine, allen bekannte Begebenheit zum Gegenstande einer genaueren Besprechung gemacht wird. Wir verlangen nach Abwechselung. Andererseits scheint es, so lange dem Feste des 2. Septembers sein bisheriger Charakter gewahrt bleiben soll, nicht passend, allzuweit von der Waffentat abzuschweifen, der das Fest seine Geburt und seinen Namen verdankt. Da liegt nun der Gedanke nahe, für jene große Schlacht des Jahres 1870 nach Analogieen im Leben anderer Völker zu suchen und beim Vergleiche mit diesen unseren Tag in einem neuen Lichte zu betrachten. Als ein passendes Gegenstück erschien mir eine Schlacht, die, ebenfalls im September geschlagen, in der Geschichte des Altertums immer als besonders ruhmvoll und wichtig hervorgehoben wird, jene Schlacht, die die Griechen im Jahre 480 v. Chr. gegen die Perser gewannen, die Schlacht bei Salamis.

Salamis und Sedan! Um 2350 Jahre liegen sie auseinander; die eine wurde zur See, die andere zu Lande ausgefochten, bei der einen wurde mit den verhältnismäßig einfachen Mitteln jener Zeit gekämpft, bei der anderen führten die Gegner alle Errungenschaften des menschlichen Geistes auf dem Gebiete der modernen Kriegskunst gegen einander ins Feld; bei der einen zählten die Streiter nur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach Tausenden oder Zehntausenden, bei der anderen nach Hunderttausenden; bei Salamis brachen sich die umzingelten, eng eingeschlossenen Griechen mit todverachtendem Mute siegreiche Bahn durch die Kette der Perser, bei Sedan erstickten und erlagen die Franzosen unter der eisernen Umklammerung des deutschen Heeres.

Aber trotz aller dieser und noch mancher anderen Verschiedenheiten lassen sich beide Schlachten sehr wohl in Parallele stellen. Sehen wir zu! Da finden wir zunächst in beiden Fällen einen Angreifer, den Rachsucht nicht minder erfüllt wie das Verlangen nach Eroberungen, und einen Angegriffenen, der nichts anderes begehrt, als in einem freien und unabhängigen Vaterlande sein Leben nach seinem eigenen Willen einzurichten. Die Athener und Eretrier hatten ihren Stammverwandten in Kleinasien, den ionischen Griechen, beigestanden, als diese sich im Jahre 500 von dem Perserjoche zu befreien suchten, das ihnen 40 Jahre früher durch Harpagus, den General des großen Cyrus, aufgelegt worden war. Diese Unterstützung einer an sich zweifellos gerechten Sache sollte den Athenern und Eretriern teuer zu stehen kommen. Als Darius auf seine Erkundigung, wer denn diese Athener seien, genügende Auskunft erhalten hatte, schoß er, so wird erzählt, einen Pfeil in die Luft mit der Bitte an die Götter, ihm Rache an diesem Volke zu gewähren, und befahl, daß ein Diener ihm täglich bei der Mahlzeit die Worte zurufen sollte: Herr, gedenke der Athener! Dem Darius sollte es vergönnt sein, seinem Rachegefühl wenigstens zum Teil Befriedigung zu verschaffen. Seine zweite Expedition gegen Griechenland kostete den Eretriern nicht mehr und nicht weniger als ihre Existenz; ihre Stadt wurde zerstört, sie selbst als Sklaven verkauft. Aber was die Athener anbelangte, so gossen diese durch ihren ruhmreichen Sieg bei Marathon noch Öl in das Feuer seines Zornes, und er mußte obendrein die Erneuerung seiner Kriegszüge von Jahr zu Jahr aufschieben, bis ihn schließlich der Tod zwang, seinen Sohn Xerxes zum Erben seiner Pläne gegen Griechenland zu machen. Auch dieser gedachte der Athener täglich, und der Gedanke spornte ihn zu den gewaltigsten Anstrengungen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Heer und eine Flotte, wie sie Europa noch nicht gesehen hatte, ergoß sich über die griechischen Landschaften, rauschte durch die hellenischen Gewässer.

„Herr, gedenke der Preußen!“ tönte es dem Herrscher Frankreichs ohne seinen Befehl alltäglich in den Ohren; denn in den Herzen, wir können wohl sagen: aller Franzosen lebte längst der Haß gegen Preußen und den zu ihm haltenden Teil Deutschlands als ein von den Vätern überkommenes Erbteil. Und daß Preußen die Befreiung Deutschlands von fremdländischem Einfluß erstrebte, daß Preußen Landschaften mit deutscher Sitte und deutscher Sprache nicht unter dem Zepter fremdländischer Herrscher sehen wollte, daß es sich schließlich herausnahm, ohne vorher bei Frankreich anzufragen, die deutschen Angelegenheiten mit kräftiger Hand zu ordnen und sich an die Spitze einer politischen Neuschöpfung zu stellen, das waren alles Dinge, die unseren leicht erregten Nachbarn den Schlaf raubten. Die Perser riefen: Rache für Sardes!, die Franzosen: Rache für Sadowa! Der Ruf war nicht in gleicher Weise begründet: War doch Sardes immerhin eine persische Stadt, die von den um ihre Freiheit ringenden Ioniern verbrannt wurde, während der Kampf um Sadowa keinem französischen Bauern ein Haar gekrümmt hatte, aber die Bedeutung des Rufes war dieselbe. Er bedeutete Überfall eines Volkes, das Freiheit für sich haben wollte, soweit die Laute seiner Sprache erklangen; Überfall durch einen Herrscher, der da verlangte, daß seine Stimme die maßgebende sein sollte bei allen Völkern, und der Provinz um Provinz zu seinem Reiche zu schlagen bemüht war. Beide Herrscher, der persische wie der französische, bauten in erster Linie auf ihre stattlichen Armeen und Flotten, in zweiter aber auf den Neid und die Eifersucht unter den einzelnen Staaten, in die das gegnerische Volk zerfiel, das nur durch die gleiche Abstammung, Sprache und Sitte zu einem Ganzen verbunden wurde. Xerxes hoffte, daß Spartaner und Athener, Thebaner und Korinther, Phocier und Lokrer, Ägineten und Thessaler sich schwerlich zu einheitlichen Unternehmungen würden vereinigen lassen, — und Napoleon baute mit Zuversicht darauf, daß die süddeutschen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Staaten beim ersten französischen Kanonenschuß mit fliegenden Fahnen den französischen „Befreiern“ entgegenziehen und mit ihnen vereint gegen das verhaßte Preußen marschieren würden. Noch mehr! Auch die innere Lage der einzelnen gegnerischen Staaten schien beiden Gewalthabern in gleicher Weise günstig für ihre Unternehmungen. Die Oligarchen in Athen hielt man am persischen Hofe für geneigt, um den Preis der Herrschaft über ihre Heimat die Oberhoheit des Großkönigs anzuerkennen. Hatte doch Hippias selbst, Athens einstiger Herrscher, an des Darius Kampf gegen Griechenland teilgenommen, begleitete doch sein Sohn Pisistratus und mit ihm Demaratus, ein ehemaliger König Spartas, den Xerxes auf seinem Feldzuge! Am französischen Hofe aber wußte man genau, daß es in Hannover, Hessen, Nassau und Frankfurt Leute genug gab, denen das Hohenzollernzepter ein verhaßtes Joch war. Beherbergte doch Paris eine große Anzahl hannöverscher Emigranten, die bestimmt auf eine Erhebung ihres Heimatlandes zu Gunsten der Feinde Preußens rechneten und von dem Erbfeinde Deutschlands eine Wiederherstellung des hannöverschen Königtums erhofften.

Die Perser täuschten sich allerdings nicht gänzlich, denn die Thessaler und Böoter leisteten ihnen wirklich Heeresfolge gegen ihre Landsleute oder gaben doch nur gezwungen dem Rufe des Vaterlandes Gehör; ja, auch die Phocier schwankten, und nach dem Falle des Leonidas war große Gefahr vorhanden, daß die griechische Flotte in viele Teile zersplitterte, deren jeder in die engere Heimat eilen wollte, um vor dem Hafen der eigenen Stadt das Unwetter zu erwarten, eine Kopflosigkeit, wie sie nicht schlimmer gedacht werden kann. Nur die Klugheit und Energie des Themistokles brachte einen gemeinsamen gleichzeitigen Kampf der gesamten Griechenmacht zu stande. Es fehlte den Griechen von 480 selbst im Augenblicke der höchsten Gefahr an einer großen Eigenschaft, die die Deutschen von 1870 bewiesen haben, an dem lebendigen Gefühle ihrer Zusammengehörigkeit. So sehr auch das deutsche Volk den Griechen gleicht an innerer Uneinigkeit und Zerfahrenheit, an Eifersucht und Feindschaft zwischen den einzelnen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stämmen, — beim Hereinbruch der fürchterlichen Gefahr, beim Ansturm der fremden Eroberer kannten im Gegensatz zu den Griechen alle Deutschen vom Norden bis zum Süden, vom Osten bis zum Westen, die Aristokraten wie die Demokraten, die Fürsten wie die Untertanen, die Hasser Preußens wie seine Bewunderer, alle nur ein Gefühl, das der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande. Der Erbfeind, der Fremde brach herein, da standen alle, alle für Einen Mann! Und alle sahen ohne Zaudern auf Preußens König als den kampferprobten Rufer im Streit, der die Seinen zum Siege führen werde. In der Treue gegen die gesamte Nation, gegen das gesamte Vaterland rauben die Deutschen den Griechen den Kranz, während sie den Preis der Tapferkeit mit ihnen teilen.

Gegen beide Völker waren Truppen aus den entlegensten Ländern aufgeboten worden. Xerxes winkte bis aus den östlichsten Hochebenen Asiens, bis vom Kaspischen Meere und vom Hindukusch die Heerscharen unterworfener unkultivierter Völker herbei, Barbaren, deren Namen selbst bis dahin den Griechen unbekannt geblieben waren; und Napoleon scheute sich nicht, seine rohen, von tierischem Blutdurst erfüllten Turkos auf das Volk der Dichter und Denker loszulassen. Beide, die Perser wie die Franzosen gingen mit stolzer Siegesgewißheit in den Kampf und beide mußten schon im Anfange erfahren, daß sie ihre Gegner völlig unterschätzt hatten. Bei Thermopylä zerschellte sogar die Schar der 10000 Unsterblichen an den ehernen Kolonnen des Leonidas; nur der Verrat öffnete dem Feinde den Weg zum Siege, der eigentlich kein Sieg mehr zu nennen war; und bei Spichern wurde dem Frankenherrscher der Beweis geliefert, daß selbst eine als unnehmbar betrachtete und durch überlegene Streitkräfte geschützte Stellung nicht im stande war, den Sieg an seine Fahnen zu heften. Beide Herrscher wußten, mit wem sie es zu tun hatten, als der Morgen der Entscheidungsschlacht dämmerte, und als sich der Abend neigte, da fand er beide von ihrer stolzen Höhe herabgeworfen, den einen auf unrühmlichem Rückzuge, den anderen als Gefangenen seines Feindes.

Es wird kein großer Unterschied gewesen sein in dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jubel, den die Kunde von beiden Siegen auf ihrem Fluge durch die vaterländischen Gauen der Sieger erregte. Wer jene Tage der Sorge mit durchlebt hat, als es hieß: Frankreich hat uns den Krieg erklärt! Frankreich, mit dessen Namen trotz der Freiheitskriege von 1813—15 und ihres Waffenglückes sich der Begriff soldatischer Tüchtigkeit, hohen Kriegsmutes und glänzender Erfolge verknüpfte, Frankreich, dessen Feldherren sich Erfahrungen und Lorbeeren auf vielen Schlachtfeldern geholt, Frankreich, dessen Kaiser so lange Zeit durch einen bloßen Wink entscheidend auf die Beschlüsse aller Kabinette eingewirkt hatte, — wer damals mit gelebt und mit gehofft, mit gebangt und mit gebetet hat, — wer an jenem Septembertage trotz aller vorhergegangenen Siege mit fast ungläubigem Ohr der Kunde gelauscht hat von dem furchtbaren Schlage, den unsere Krieger gegen den Feind geführt haben sollten, nur der kann ganz den Jubel begreifen, der durch Alldeutschland erscholl, nur der weiß es ganz, warum auf allen Bergen des Vaterlandes die Freudenfeuer aufflammten, nur der versteht die Freuden- und Dankestränen, die über die Wangen bärtiger Männer herabflossen, als man überall, wo deutsche Herzen schlugen, zusammenkam und auf freiem Markte den Choral zum Himmel hinaufbrausen ließ: Nun danket alle Gott! —

Wer eine solche Zeit selbst mit erlebt hat, der fühlt, daß Hermann Lingg den richtigen Ton getroffen hat, wenn er das Siegesfest der Griechen nach der Salaminischen Schlacht in folgenden Strophen besingt:

Schmücket die Schiffe mit Persertrophä'n!
Lasset die purpurnen Segel sich bläh'n!
Epheu umflattert die Masten und fliegt.
Evoë, der mächtige Feind ist besiegt!
Wir zerbrachen, o Meer, wir zerbrachen das Band,
Das der persische Fürst um den Nacken dir wand;
Du entrollst nun befreit, dich erbittert nicht mehr
Das verhaßte Gestampf von den Rossen, die schwer
Dein wogender Bug,
Dein brückengefesselter Zorn ertrug.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Verhängnis kam über Xerxes und stieg
Aus den Wellen empor zum hellenischen Sieg;
Dem Tyrannen, dem Herrn, der in Willkür thront,
Nicht erlag ihm das Volk, das am Meerstrand wohnt;
Denn es stählte der Alte, der Herrscher der Flut,
Mit unendlichem Mut
Sein geliebtes Geschlecht für die Seeschlacht.

Rings jetzt, wo entzückter die Woge vernimmt
Ein ionisches Lied, da erbraust sie und stimmt
In den Päan mit ein; es erblüh'n, es erblüh'n
Nach den herrlichen Müh'n
Dithyrambische Tage der Freiheit!

Ja, dithyrambische Tage der Freiheit erblühten den Griechen. Freilich war der Kampf mit jenem einen Siege noch nicht zu Ende, noch einmal bedurfte es der Aufbietung aller Kräfte, die Schlacht von Platää mußte noch geschlagen werden, und noch an manchem anderen heißen und blutigen Tage kreuzten die Hellenen ihre Schwerter mit denen der Perser, aber bei Salamis war doch die Bahn gebrochen worden für eine neue Zeit; dithyrambische Tage der Freiheit leuchteten auf. Frei wurde das europäische Heimatland, frei wurden die Bewohner der asiatischen Küste, kein feindliches Schiff durfte es mehr wagen, die griechischen Gewässer zu durchkreuzen. Zur Weltherrschaft schien das kleine Volk an den Gestaden des ägäischen Meeres berufen. –

Auch für uns Deutsche war mit der Sedanschlacht die Kriegsfackel noch nicht ausgelöscht. Den Händen des Monarchen entfallen, loderte sie noch einmal wild empor, geschwungen von der das dritte Mal zur Herrschaft gelangten Republik, und vor Paris und Metz, bei Orleans und Le Mans, bei Belfort und bei St. Quentin mußte noch viel edles Blut fließen, ehe der Feind gänzlich die Waffen streckte; — aber die Sedanschlacht ist auch für Deutschland der glänzendste Stern an dem Himmel einer neuen Zeit. Ein gewaltiger Umschwung war vollzogen. Das Volk, das man noch vor wenigen Jahren über die Achsel angesehen, das Volk, dessen Siege über Dänemark und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Österreich man für vorübergehende Glückserfolge gehalten, es stand nun ehrfurchtgebietend da; es warf im Rate der Völker seine Stimme entscheidend in die Wagschale, aufs neue war ihm die Möglichkeit geboten, auf die Dauer eine weltgebietende Stellung einzunehmen.

Bei den Griechen hat sich von den glänzenden politischen Aussichten jener Zeit nur wenig verwirklicht. Nach einigen Jahrzehnten brach der alte Bruderzwist in lodernde Flammen aus, und die stärksten Söhne der Familie würgten sich gegenseitig. Die zur Herrschaft Geborenen raubten sich selber die Kraft und wurden Knechte derer, denen sie gebieten konnten. Und Deutschland? — Nun, in einem wichtigen Punkte steht's allerdings mit uns ungleich besser als mit den Siegern von Salamis. Wir haben aus unseren Schlachten ein festes Band mit heimgebracht, das uns alle umschließt, das Band heißt: Ein Reich, Ein Kaiser. Aber erstorben ist der Drachensame der Zwietracht auch bei uns noch nicht, noch lebt er und sehnt sich, was wir mühsam erbauten, zu zerstören.

Darum wollen wir immer wieder und ganz besonders heute, am Tage von Sedan, mit heiligem Ernste der schweren Opfer gedenken, die uns unser Besitz gekostet, uns den hohen Wert desselben vergegenwärtigen und uns hüten, aus niedrigen und kleinlichen Rücksichten auch nur das Geringste davon preis zu geben. Bei jedem Deutschen, welchem Stamme und welcher Konfession, welchem Stande, welcher politischen Partei er auch angehöre, heiße es heute und allezeit:

Von der Maß bis an die Memel,
Von dem Rhein bis an den Belt:
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den 1. April 1895.

Ein Jahrzehnt ist vergangen, seit wir hier in diesem selben Saale zur nämlichen Stunde aus gleichem Anlaß versammelt waren. Gerade wie heute vermochte auch damals dieser Raum nicht alle zu fassen, die sich in freudiger Bewegung herbeidrängten von Stadt und Land. Damals galt es, das 70. Geburtsfest des Reichskanzlers zu feiern, heute sind wir hier, um den ehemaligen Reichskanzler, den Altreichskanzler Otto v. Bismarck an seinem achtzigsten Wiegenfeste mit Sang und Klang, mit Herz und Mund zu ehren. Bei solcher Gelegenheit tritt dem mit der Festrede Betrauten unwillkürlich der Gedanke nahe, das nun 80 Jahre zählende Lebensbuch des Gefeierten vor seinen Zuhörern aufzurollen und die wichtigsten Kapitel dieses Buches zu beleuchten. Allein, das mag wohl angehen bei einem gewöhnlichen Sterblichen, bei einem Bismarck ist es unausführbar. Dazu gehört ein anderes Maß von Zeit; der mir zu Gebote stehende Rahmen ist viel zu eng selbst für das knappste Bild. – Wer will den Strom in eine Rinne leiten? – Und ginge es an, ich möcht' es doch nicht tun. Denn nicht allen, die hier sind, hat alles gefallen, was Otto von Bismarck Bedeutendes getan. Ja, viele hat vieles erbittert, daß sie entschieden seine Gegner wurden im Kampfe der Parteien. Wer möchte ihnen dieses Festes Freude verkümmern durch Weckung widerstrebender Empfindungen, über die sie sich in edler Gesinnung hinweggesetzt haben?

Gerade darin aber, daß sie das getan haben, und nun das 80. Geburtsfest des Fürsten Bismarck in hellem Jubel mit begehen, gerade darin liegt der beste Beweis dafür, daß Fürst Bismarck nicht ein Parteiheros ist, dem nur die mit ehrfurchtsvollen Grüßen nahen, die auf sein Programm eingeschworen sind, sondern daß er Taten vollbracht hat,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die ihn hinausheben über das Getriebe der Parteien, Taten, die ihm jede überhaupt auf dem Boden unserer gegenwärtig geltenden Gesellschaftsordnung stehende Partei als sein unauslöschliches Credit, als ihr untilgbares Debet in ihrem Contobuch verzeichnet hat. Und davon darf und muß gesprochen werden. Ja, meine hochverehrten Festgenossen, wir alle wissen es, was Fürst Bismarck uns allen gegeben hat, und wir Älteren hier im Saale, wir wissen's nicht nur, so wie die Jüngeren unter uns es wissen, weil's ihnen gesagt worden ist, und sie 's gelernt haben, nein, wir Älteren, wir haben seine Taten erlebt und haben lebendig empfunden, was er uns geschenkt hat, tief im Herzen empfunden, denn wir haben in unserer Jugend oft mit bitterem Gefühl vor der Karte Deutschlands gestanden, wir haben oft mit geballter Knabenfaust die schimpfliche Kunde vernommen, warum auf Straßburgs Münster die französische Fahne wehte.

Wie war Deutschland bis vor 30 Jahren so machtlos, so zerrissen! Ist es nötig, auch nur ein Wort darüber zu verlieren? Klanglos war der deutsche Name geworden bei den Großen dieser Erde, darum durften selbst die Kleinen ihn höhnen und verachten. Und Preußen, das für seine Entwickelung auf den deutschen Boden angewiesen war, und der Eckstein werden mußte, wenn ein politischer Wiederaufbau Deutschlands möglich sein sollte, Preußen, das in den Kämpfen gegen die fränkischen Unterdrücker unglaubliche Opfer gebracht, dasselbe Preußen, dem der Löwenanteil des Befreiungswerks zugefallen war, – trotz der glänzendsten Waffentaten gab ihm die Diplomatie auf dem Wiener Kongreß eine Gestalt, daß der Name einer Großmacht für einen derartig behandelten Staat wie ein Hohn erschien. Und aus allen Versuchen, das Unwürdige seiner Stellung zu beseitigen, ging es nur immer gedemütigter hervor. Ich brauche nur Einen Namen zu nennen, um Ihnen jene Zeit in ihrer ganzen Erbärmlichkeit vor die Seele zu rufen, einen Namen, und mit ihm eine Niederlage, die im In- und Auslande mit der von Jena in Parallele gestellt wurde. Dieser Name heißt Olmütz. Als Preußen seinen Plan, einen deutschen Bundesstaat unter preußischer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leitung zu schaffen, angesichts der österreichischen und russischen Waffen trotz der kriegerischen Begeisterung der Nation aufgab, als der preußische Minister von Manteuffel bei der Olmützer Zusammenkunft mit dem Fürsten Schwarzenberg alle, aber auch alle Schritte Preußens zurücknahm, als er sich selbst zu der Demütigung herbeiließ, daß Preußen abrüstete, um wehrlos mit seinem gewappneten Feinde zu Dresden weiter zu verhandeln, als zuletzt die Wiederbelebung des alten Bundestages noch als eine Rettung vor größerer Erniedrigung gelten mußte, da schwand im deutschen Volke alles Vertrauen, daß Preußen jemals die nationale Aufgabe erfüllen werde, zu der es doch berufen schien. Mißtrauen gegenüber dem Wollen, Geringschätzung gegenüber dem Können Preußens bemächtigte sich der Gemüter.

In dieser Zeit trat Otto von Bismarck in sein erstes bedeutungsvolles Staatsamt, indem er von Friedr. Wilh. IV. zum preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt wurde. Wie frischer Morgenwind nach langer, drückender Schwüle wehen uns die Berichte darüber an, wie mit Einem Male die Anmaßungen österreichischer Politik im Großen wie im Kleinen eine ebenso unbefangene als unwiderstehliche Zurückweisung erfuhren. Dieser preußische Gesandte verstand es, sich in Respekt zu setzen und dem Staate Respekt zu verschaffen, den er vertrat.

In dieser Frankfurter Schule gewann Bismarck die Überzeugung, daß es nur Einen Weg gab, auf dem Preußen und Deutschland aus ihrer unwürdigen Stellung herausgehoben werden konnten, den Weg, den er in einem Briefe aus damaliger Zeit andeutet, wenn er schreibt: „Ich will nur meine Überzeugung aussprechen, daß wir in nicht zu langer Zeit für unsere Existenz gegen Österreich werden fechten müssen, und daß es nicht in unserer Macht liegt, dem vorzubeugen, weil der Gang der Dinge in Deutschland keinen anderen Ausweg hat.“ Ein unentwirrbares Durcheinander bilden die zahllosen Fäden der hohen Politik für das Auge des Laien gleich den Fäden am Webstuhle des Kunstwebers. Aber das Auge des Meisters überschaut auch die bunteste Fülle, seine Hand greift sicher hinein in das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gewirr, hängt jeden Faden an den richtigen Stab und bildet das Gewebe nach dem Muster, das er ersonnen.

Und Bismarck war ein Meister von wunderbarer Begabung, der mit scharfem Blick auch das feinste Gespinnst nach seinem Muster leitete. Je mehr die Aktenstücke aus jener Zeit den Geschichtsforschern zugänglich werden, desto klarer tritt das hervor. Und als nun im September 1861 König Wilhelm I. den in Frankfurt und später in Petersburg und Paris erprobten Diplomaten an die Spitze seines Ministeriums berief und mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraute, da hatte er den Mann erwählt, der allein die Kraft besaß, des schlingernden Staatsschiffs mächtig zu werden und es zu Preußens und Deutschlands Heile zu lenken. Heute, wo das Fahrwasser beleuchtet ist, das damals für das Auge jedes Uneingeweihten in Nebel gehüllt war, sehen wir mit Staunen auf die Überlegenheit des preußischen Ministers, der aller Feinde Gedanken und Anschläge erriet und, selbst undurchschaubar, vereitelte; ja sie nicht nur vereitelte, sondern seinen eigenen Plänen dienstbar machte. Als einen seiner hervorragendsten Erfolge hat es Fürst Bismarck selbst mehrfach bezeichnet, daß es ihm gelang, die schleswig-holsteinsche Sache aus einer Bundes-Angelegenheit zu einer österreichisch-preußischen Angelegenheit zu machen, an der sich Österreich die Finger verbrennen mußte, damit schließlich durch den zwar immer beklagenswerten, aber doch unvermeidlichen Bruderkrieg von 1866 Preußen zur wirklichen Großmacht und zugleich zur Vormacht Deutschlands werden konnte. Daß Rußland bei all unseren kriegerischen Aktionen eine wohlwollende Neutralität beobachtete, es war Bismarcks Werk; daß der Pariser Fuchs dem Kampfe in Böhmen und am Main ruhig zuschaute und nicht einmal eine Feder eines deutschen Huhns als Lohn erschnappte, Bismarcks Kunst hat es vollbracht!

Und während er noch mit dem Einheimsen der letzten Ernte beschäftigt war, gedachte er bereits mit sorglichem Sinne der künftigen Tage und streute mit voller Hand keimfähigen Samen. Noch war man in Nickolsburg mit den Friedens-Verhandlungen beschäftigt, da wurden schon in aller Stille die süddeutschen Staaten durch Schutz- und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Trutzbündnisse an Norddeutschland gefesselt, und ihnen ihr Besitzstand durch Preußen gewährleistet. Ruhig ertrug er den ungerechten Vorwurf, daß er in Selbstsucht nur die Vergrößerung Preußens anstrebe und deutsches Land an den Erbfeind zu verschachern bereit sei; zur selben Zeit aber ließ er sich's von dem französischen Botschafter Benedetti schriftlich geben, daß Napoleon seine Hand nach Belgien ausstrecken wollte; ein Schriftstück, das wenige Jahre später der Welt die Augen zu öffnen bestimmt war. Ja, noch viel Entfernteres faßte Bismarck ins Auge. Als Österreichs und Preußens Heere noch die vom Blute geröteten Waffen in ihren Händen hielten, schuf er durch mildeste Behandlung des Feindes bereits die Möglichkeit künftiger Freundschaft.

Auch diese Saat hat, wenngleich erst spät, gute Frucht getragen, von der wir heute noch zehren. In den nächsten Jahren allerdings erwies sich das Haus Habsburg noch spröde, und von neuem bedurfte es im Jahre 1870 ungewöhnlicher Kunst, als Thiers während der Belagerung von Paris alle Höfe Europas bereiste, um „für das von den deutschen Barbaren gemißhandelte und getretene Frankreich“ Unterstützung zu erbitten. Aber Bismarcks Geist hatte die alte Befangenheit, die alten Vorurteile zerstreut, Thiers mußte unverrichteter Sache heimkehren, der Sieger durfte die mit teurem Blut erkaufte Frucht pflücken. Nicht verdarben fremde Federn wieder, was das deutsche Schwert erstritten, sondern zu dem Lorbeer, den das Heer erkämpft, fügte Bismarcks diplomatische Kunst die goldene Kaiserkrone.

Was zwei Jahrzehnte vorher in einer Zeit schmachvoller Niederlagen in unerreichbare Ferne gerückt zu sein schien, es war greifbare Wirklichkeit geworden: Kaiser und Reich! Wovon unsere Dichter einst begeistert gesungen, wovon unsere Väter einst sehnsuchtsvoll geträumt, — mit Einem Schlage war es ins Dasein getreten. Und so viele auch dabei mitgewirkt und unvergänglichen Ruhm, unseren unauslöschlichen Dank erworben haben, der Schöpfer des herrlichen Werks ist und bleibt doch Fürst Bismarck: Er ist der Wiederbringer unserer deutschen Ehre. Ohne ihn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gäbe es kein Reich und auch keinen Reichstag, ohne ihn keinen Kaiser.

In glaubwürdigen Reisebeschreibungen steht zu lesen, obwohl es uns jetzt nicht mehr recht zu Sinn will, daß man noch um die Mitte dieses Jahrhunderts gar nicht sehr weit zu reisen brauchte, etwa nach Süditalien, um mit der Auskunft „Ich bin ein Deutscher“ bei Leuten aus dem Volke verständnislosen Mienen und den widersinnigsten Fragen zu begegnen. Was ein Russe oder Engländer sei, das wußte man, auch Österreicher und Preußen waren bekannt, sogar Portugiesen und Dänen, von einer deutschen Nation hatten die Leute nichts gehört. So war der Ehrenschild der alten Kaiser verblichen, so war der deutsche Name unter Staub und Rost vergangen. Nach 1870 aber konnte man in die entlegensten Winkel der Erde kommen. Wohin nur irgendwie eine dürftige Kunde von den Welthändeln gelangte, da war Deutschlands Ruhm erschollen, und der Araber am Brunnen der Wüste, der Siamese in seiner Strohhütte, der Kirgise in seiner Steppe, sie nickten bei der Auskunft „Ich bin ein Deutscher“ verständnisvoll mit dem Kopf, und stolz auf ihr Wissen radebrechten sie den Namen „Bismarck“.

Noch 18 Jahre hat Fürst Bismarck nach dem Frankfurter Frieden das deutsche Reich geleitet. Wie er es getan, davon eingehender zu reden ist hier weder Zeit noch Ort. Nur auf Eins sei hingewiesen, was jeden Deutschen, er gehöre einer Partei an, welcher er wolle, mit stolzer Freude erfüllen muß: Als Rußland die Türken niedergeworfen hatte, und seine Friedensbedingungen dunkle Wolken am politischen Himmel heraufführten, da zeigte sich der Einfluß, den der deutsche Staatsmann ausübte, und seine Führerstellung in einer neuen Erscheinung, indem der Friedens-Kongreß nach Berlin berufen und von Bismarck geleitet wurde. Ein europäischer Kongreß in Berlin unter dem Vorsitz des preußischen Ministerpräsidenten, und dies 27 Jahre nach dem Tage von Olmütz. Wer wagt es da zu leugnen, daß unter Bismarcks Führung Deutschland in Ehren stand.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ja, werte Festgenossen, viele stolze Zeiten hat unser Volk gesehen neben vielen dunklen und trüben, aber keine war so herrlich wie seine jüngste Ehrenzeit. Viele große Männer sind in ihr aufgestanden, denn eine große Zeit, wie sie von Helden heraufgeführt wird, so schafft sie auch wieder Helden. Aber Kaiser Wilhelm, Moltke und Bismarck sind und bleiben doch ihre herrlichsten Gestalten. Ein wunderbares Dreigestirn, mit dem Gott unser Volk segnete, als es im Dunkel nicht Weg und nicht Steg mehr fand. Hochragend an edlen Eigenschaften des Herzens, an erhabenem Fluge des Geistes, hochragend auch leiblich, um Haupteslänge hinwegschauend über die Masse gewöhnlicher Sterblicher, an die gewaltigen Recken erinnernd, von denen die Sagen grauer Vorzeit melden, und alle drei auch weit hinausgeschritten über das Lebensalter, das den Menschen sonst beschert wird. Kaiser Wilhelm ist als 90jähriger ins Grab gesunken, sein Feldmarschall ist ihm wenige Jahre darauf ebenfalls als 90jähriger gefolgt; beide waren noch geistig und körperlich rüstig trotz der Last ihrer Jahre, und der dritte, der allein noch übrig ist, der letzte aus jener großen Zeit, begeht heute sein 80. Wiegenfest. Mit ihm aber feiert das ganze deutsche Reich. Ja, die Feier findet auch an den deutschen Grenzpfählen nicht ihre Grenze. Fern von der Heimat und ihrem Parteitreiben haben die Deutschen im Auslande sich einen freieren Blick gewahrt, und hinwegschauend über das, was sie trennt, sehen sie auf das, was sie eint, und preisen stolz in Bismarck ihres Volkes größten Mann. Wir Deutsche halten uns fern von blinder Vergötterung, wie sie die Franzosen üben würden, wenn Bismarck ihnen angehörte und für Frankreich das getan hätte, was er für Deutschland vollbracht hat. Wir Deutschen ehren in ihm nicht einen fehlerlosen Mann, nicht einen Mann, dessen Ansichten niemals widersprochen werden könnte, aber einen Mann von gewaltigem Geist und unerschrockenem Sinn, der demütig vor seinem Gott sich beugt, dem aber Menschenfurcht ein unbekanntes Ding ist. Wir ehren in ihm den Mann von lauterer Wahrhaftigkeit, dessen Leben innerhalb der Wände seines Hauses wie draußen keines Menschen prüfenden Blick zu scheuen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

braucht. Wir ehren in ihm ein Vorbild glühender Vaterlandsliebe und unbestechlicher Treue, dem das altpreußische Losungswort „Mit Gott für König und Vaterland“, ebenso wie später das deutsche Losungswort „Mit Gott für Kaiser und Reich“ so tief ins Herz gegraben war, daß er freudig sein Gut und seine Habe, seinen Leib und sein Leben in Gottes Namen für seines Volks und seines Königs Größe und Macht in die Schanze schlug.

Als ein unerträglicher Mißklang mußte darum auch die Entfremdung zwischen ihm und dem Kaiser empfunden werden. Immer wieder drängte sich der Gedanke auf: So darf doch dieses Leben nicht ausklingen! Und als die Kunde von der Aussöhnung kam, da wurde sie mit aufatmender Genugtuung begrüßt. Unser hochstrebender Kaiser hat sich überwunden und hat dem Alten im Sachsenwalde die Hand zur Versöhnung geboten, er hat ihn in vergangener Woche zur Vorfeier seines 80. Geburtstages mit den höchsten Ehren überhäuft. Auch in unserm deutschen Volke gibt es Tausende und aber Tausende, die dem Fürsten Bismarck scharfe Opposition gemacht, die bezüglich der inneren Politik stets gegen die Bismarckschen Anschauungen gestimmt haben, allein sie bringen dennoch heute mit dankbarem Herzen ihren Gruß dem Manne dar, der trotz alledem und alledem auch nach ihrer Meinung des deutschen Volkes Stolz und Ehre ist, und sie sehen mit Trauer auf die Beweise des Hasses, die wir in den letzten Tagen erleben mußten, eines Hasses, der in ungeschwächt fortdauerndem Brande über dem erfahrenen Übel alles Gute und Schöne, alles Große und Erhabene vergißt.

Wir hier in diesem Saale, meine Herren, wir haben den Baumeister lieb, der uns das stolze Haus gebaut hat, in dem wir wohnen, und wir werden in deutscher Treue sein nie vergessen. Möge sich ihm der Lebensabend noch lang hindehnen in unbewölktem Sonnenglanz!

Ich weiß, daß ich Ihrer aller Herzensdrange entgegenkomme, wenn ich Sie jetzt auffordere, sich von Ihren Plätzen zu erheben und mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Durchlaucht, der Fürst Otto von Bismarck, unser Bismarck, er lebe hoch!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den 2. Sept. 1896. (Ein Nationalfest.)

Dem Sedanfeste hat es schon in seiner Geburtsstunde nicht an Gegnern gefehlt, die sich alle Mühe gaben, ihm die Lebensader zu unterbinden. Von Jahr zu Jahr wiederholten sie ihre Bestrebungen, das Fest je nach Lage der Dinge entweder tot zu schweigen oder zu Tode zu disputieren. Besonders lebhaft wurde die Polemik, als der Tag von Sedan zum 10. Male wiederkehrte. Nun sei es endlich an der Zeit, so hieß es, der öffentlichen und allgemeinen Feier des großen Schlachttages eine Grenze zu setzen. Noch einmal möge aller Jubel sich entfesseln, dann aber schweigen. Am hochmütigsten benahm sich die Berliner Börse; sie erklärte, in Zukunft ihre Räume am Sedantage nicht mehr schließen zu wollen. Nach zehn Jahren der Erinnerung, so meinte sie, könne man von einer weiteren Unterbrechung der Geschäftsordnung durch den Sedantag absehen. Das deutsche Volk aber dachte anders. Mit bitterem Hohne wies es die Berliner Börse auf die Haltung hin, die sie beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges gezeigt hatte, und sprach ihr auf Grund derselben jedes Recht ab, in patriotischen Fragen mitzureden. Und von der Wucht der Wahrheit niedergedrückt, wagte das sonst nicht an Verschämtheit krankende Institut 15 Jahre hindurch kein Wort weiter, bis nach der 25jährigen Jubelfeier von 1895 auch würdigere Stimmen sich einer Aenderung in der bisherigen Art der Feier zuneigten. In diesem Jahre wird zum ersten Male um diese Stunde der Handel um allerlei Geldwert vor dem Nachhall des Geschützdonners von Sedan nicht verstummen, und er kann sein Geräusch damit entschuldigen, daß auch für die Schulen eine Feier in der alten Weise dem freien Willen anheimgegeben worden ist.

Das gibt Anlaß zu ernster Betrachtung. So lange sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegen das Sedanfest nur die Stimmen solcher erhoben, die sich von Anfang an gleichgiltig oder gar als Gegner des neuen deutschen Reiches erwiesen hatten, durften wir die Achseln zucken und darüber klagen, daß der Ruhm des deutschen Namens in so betrübender Weise herabgesetzt wurde. Seit aber auch ruhige Männer, von denen wir wissen, daß sie mit stolzem Blick und einem Herzen voll dankbarer Liebe auf die Errungenschaften der großen Jahre zurückschauen, nicht mehr auf einer unveränderten Weiterfeier des Sedantages bestehen, ist dieses Fest in eine neue Phase seines Lebens eingetreten; die Berechtigung seiner Existenz wird fraglich, denn jene Stimmen verdienen Beachtung.

Unzweifelhaft befinden sich in den Grundmauern des Sedanfestes mehrere schwache Stellen. Da ist zuerst die große Einseitigkeit des Festes. Aus dem Riesendrama, das sich in den Jahren 1870 und 71 vor uns abspielte, ist zwar ein hochwichtiger, aber doch die letzte Entscheidung noch nicht herbeiführender Akt herausgegriffen und unter seinem besonderen Titel so in den Vordergrund gestellt, daß die übrigen Teile des Stücks mehr oder weniger von ihm verdeckt werden. — Eine andere Schwäche liegt in dem Umstande, daß ein Teil unserer Reichsgenossen unmöglich mit frohem Herzen des Sedantages gedenken kann; denn für die Elsaß-Lothringer bleibt der Tag von Sedan ein Tag der Niederlage, weil ihre Brüder, Väter und Söhne dort unter Frankreichs Banner fochten und fielen. — Die dritte Schwäche endlich liegt in der Rücksichtslosigkeit, mit der dieses Fest gerade die schlimmste Wunde am Leibe unseres heißblütigen und nervösen Erbfeindes immer wieder aufreißt.

Es ist ja freilich sehr die Frage, ob die Franzosen, wenn sie im Jahre 1870 hätten einen Sedansieg über Deutschland in ihre Annalen eintragen können, ihrerseits irgend welche Rücksicht gegen uns würden gezeigt haben. Wenn ich auf die Geschichte beider Völker zurückblicke, glaube ich das entschieden bezweifeln zu müssen. Die Franzosen würden uns, die stets gehaßten Prussiens, den Becher der Erniedrigung bis auf die letzten bittersten Tropfen des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hohns haben auskosten lassen. Auch kann es uns, den in empörender Weise Beleidigten und Gereizten, kein Mensch der Erde verdenken, wenn wir unseren schwer und blutig errungenen Sieg immer von neuem mit Dank gegen Gott feiern. Wir haben ein gutes Recht dazu. Immerhin ist es auch für den starken Gewappneten, falls er den Frieden liebt, besser und weiser, einen an übermäßiger Reizbarkeit krankenden und im Gefühl ungestillter Rache Blut und Tränen gering wertenden Feind möglichst zu schonen.

Sollen wir aber nun um jener Bedenken willen, die (es sei zugegeben!) nicht ganz unerheblich sind, unsere Septemberfeier allmählich ganz einschlafen lassen? Dagegen möchte ich mit Tausenden und aber Tausenden so laut als möglich die Stimme erheben, weil unser Volk einen Verlust erleiden würde, gegen den die eingetauschten Vorteile gering erscheinen. Diese alljährlich wiederkehrende, Jung und Alt, Hoch und Niedrig in ihre Kreise hineinziehende, Stadt und Dorf in Fröhlichkeit versetzende patriotische Feier ist für die Erregung, Erhaltung und Belebung des Nationalgefühls zu hoher Bedeutung gelangt. Wohl werden unsere Kinder in den Schulen mit der Geschichte ihres Volkes bekannt gemacht, wohl lernen sie Gedichte, wohl singen sie Lieder, in denen die Taten der Vorfahren gepriesen werden, in denen die Liebe zum Vaterlande lebt und klingt, doch gewaltiger packt das Wort, wenn die Zeugen der großen Taten selbst mitten unter den Hörern sitzen, und mächtiger ergreift das Lied, wenn es gesungen wird draußen unter den grünen Bäumen im Kreise der mitfeiernden und mitsingenden Alten. Da treiben Nationalstolz und Vaterlandsliebe kräftige Zweige, ein solcher Tag fördert sie mehr als viele Lektionen. — In weit höherem Grade aber als die Schuljugend sind die der Schule Entwachsenen eines solchen Festtages bedürftig, der sie mit heiterem Blick ruft und mit freundlichem Drängen immer wieder mahnt, die von den Vätern und Brüdern unter Aufopferung von Gut und Blut errungenen und verteidigten idealen Güter nicht zu vergessen. — Liegt die Gefahr des Vergessens nicht vor? — Wozu darüber ein Wort verlieren, nachdem Hunderttausende diese idealen Güter preisgegeben haben und die heran-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewachsene Jugend mit frechem Worte auffordern, gleich ihnen Gottesfurcht und Vaterlandsliebe und Nationalgefühl als altfränkischen Plunder wegzuwerfen. Keine Gelegenheit dürfen wir verloren gehen lassen, das, was noch in den Herzen von jenen Ahnentugenden vorhanden ist, zu pflegen und vor Ausrottung zu schützen. — Was sollte unsere Sedanfeier ersetzen? Etwa eine volkstümlichere Ausgestaltung der Kaisergeburtstagsfeier? Wenn ihr nichts anderes im Wege stünde, dann würde sie doch daran scheitern, daß mit der Person des Herrschers auch sein Geburtstag wechselt, und daß nicht jeder Monat im Jahre zur Abhaltung volkstümlicher Feste geeignet ist. Stätigkeit ist ein unumgängliches Erfordernis. Darum können wir unsere Sedanfeier nicht entbehren. Sie möge auch ferner der Markstein sein, an dem sich die Geister scheiden, an dem alle, die den Wahlspruch „Mit Gott für Kaiser und Reich" hochhalten, zusammentreten und sich immer wieder aneinander stärken für den Kampf der kommenden Tage, und an dem die Verächter immer wieder sehen, daß trotz alles Wühlens und Schreiens noch eine feste lebendige Mauer sich herumzieht um Thron und Altar. —

Es wäre aber ein Leichtes, unser Fest zu behalten, uns gleichzeitig von seiner Einseitigkeit zu befreien und den Stachel abzubrechen oder wenigstens abzustumpfen, den es für unseren alten Feind jenseits der Vogesen und ebenso für diejenigen Reichsgenossen hat, die mit Waffengewalt zur alten deutschen Heimat zurückgeführt wurden. Noch wäre es nicht zu spät, das Sedanfest zu einem Nationalfest auszugestalten, welchem nicht die Erinnerung an jenen Einen gewaltigen Sieg Titel und Inhalt gäbe, sondern an dem wir überhaupt der großen Zeiten unsres Volkes und seiner Helden gedächten und von dem Herrn der Heerscharen immer neuen Segen auf das deutsche Land und Volk herabflehten. Ein solches Nationalfest könnte kein Feind uns verübeln, das könnten alle deutschen Stämme mitfeiern in ungetrübter Herzlichkeit, ja, es könnte begangen werden, soweit die deutsche Zunge klingt, auch jenseits der Grenzen des Reiches.

Dem werde nun, wie ihm wolle! Wir hier in diesem Saale stehen mit unserer heutigen Feier nicht anders da,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie alle die vergangenen Jahre hindurch. Wir gedenken in Dankbarkeit unserer tapferen Krieger, die vor 26 Jahren nach heißem Ringen den fränkischen Imperator gefangen nahmen und das Schwert nicht eher aus der Hand legten, als bis sie dem deutschen Volke das geschenkt hatten, was sein heißes, inniges Sehnen gewesen war: Kaiser und Reich.

Hie Kaiser und Reich! Das war ja vor alters die Losung aller deutschen Patrioten gewesen. Hie Kaiser und Reich! so hatte ihr Schibboleth auch in jenen Zeiten gelautet, wo es unter Strafe stand, nicht ein Preuße oder Sachse, ein Bayer oder Badener, sondern nur ein Deutscher sein zu wollen. Wie kam es doch, daß man mit solcher Zähigkeit daran festhielt? War nicht das alte Reich ruhmlos zu Grunde gegangen? Hatte der letzte Kaiser nicht selbst die Krone niedergelegt, weil sie wertlos geworden war? Wohl, aber auch in den kläglichsten Zeiten war der Kaiser immer noch wenigstens der Repräsentant der Einheit des Volkes gewesen, und während die Selbstlinge seine Ohnmacht benützten, um ihren Gelüsten nachzugehen, erquickten sich die edleren Gemüter an der Kaiserherrlichkeit vergangener Jahrhunderte und nährten an ihr die Hoffnung, daß ein neuer Held mit der alten Kaisermacht auch die alte Größe Deutschlands wieder gewinnen werde. Denn so oft und so lange mit der Kaiserwürde auch Herrschergewalt verbunden gewesen war, hatte die Stimme der Germania einen festen Klang gehabt unter den Völkern Europas.

Kaiser und Reich! Ja, wie waren sie herrlich gewesen unter dem großen Franken Karl, den man ohne weiteres für Deutschland in Anspruch nahm! Als unter dem Knaben Ludwig die Herzogtümer der Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben und Lothringer dem Reichsgedanken untreu wurden, da fiel das Land in jämmerlicher Ohnmacht räuberischen Landstreichern aus Ungarn zur Beute; aber die gräuliche Landplage war binnen kurzem wie Spreu vor dem Winde verweht, als die kraftvollen Sachsen den Heerbann der geeinten Stämme gegen die mordlustigen Reiterscharen führten. Wie beugten sich vor den Herrschern Deutschlands die Könige selbst weit entfernter Reiche! Die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Polen und Ungarn im Osten, die Dänen im Norden, die Normannen im fernsten Süden achteten auf ihren Wink, auch Rom sah keinen Papst, dem nicht der Kaiser seinen Rang verliehen und seine Stellung gefestigt hätte. Gewann es doch fast den Anschein, als sollte das römisch-deutsche Kaisertum wiederum zu der Oberherrlichkeit gelangen, die das alte Römerreich über die Könige der Erde gehabt hatte. Denn als in Spanien König Ferdinand von Leon und Castilien im Stolz darauf, daß diese beiden Königreiche in seiner Hand vereinigt waren, sich den Titel eines Kaisers beilegte, da ward ihm auf Kaiser Heinrichs III. Antrag diese Anmaßung von einer Synode unter Androhung des Bannes verwiesen, da, wie die Synode erklärte, das Wohl der Welt gefährdet sei, wenn es nicht Einen gebe, dessen Oberherrlichkeit von allen anerkannt werde. Und selbst als der Hohenstaufe im Kampfe mit der emporgekommenen päpstlichen Gewalt unterlegen war, zeigte sich noch Deutschlands weltliches Ansehen in berückendem Glanze auf jenem Reichstage zu Mainz vom Jahre 1184, wo sich über 40000 Ritter um den Kaiser versammelten, und wo man, weil die Stadt Mainz für eine solche Menge zu klein war, außerhalb derselben ein Lager aufschlug, das selber wie eine Stadt anzusehen war. Ein Reichstag, dessen festlicher Prunk, von den Dichtern beschrieben, noch lange Zeit in Liedern und Gesängen fortlebte. Was Wunder, daß das Volk später, wenn es die traurige Gegenwart an der herrlichen Vergangenheit maß, eine Rettung nur von übernatürlichen Ereignissen meinte erwarten zu dürfen, und seine sehnsuchtsvollen Blicke nach dem Berge lenkte, in dessen Tiefe nach alter Kunde der schlief, der bloß seiner Stunde harrte, um das zerfallene Reich neu und schöner als vorher aufzurichten.

Lange genug hat unser Volk wahrlich mit Hoffnungen sich trösten müssen! Welche Reihe von Enttäuschungen mußte es erleben! Manch treuem Vaterlandsfreunde hat das Herz geblutet, als die Friedensschlüsse von Nymwegen und Ryswijk das Reich um blühende Provinzen brachten, und manche Lippe hat im bittern Schmerz gezuckt, während sie hohnvoll von dem Frieden von „Nimweg“ und „Reißweg“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sprach, und es war nur teilweise ein Trost, daß unter den Fürsten Deutschlands einzelne Heldengestalten auftauchten, die im Kugelregen und Pulverdampf den Fremden die Schmach heimzahlten, die sie über den deutschen Namen gebracht. Hell schien auf einmal der Himmel zu werden, als nach unseres Vaterlandes tiefster Schmach der Sturm der Freiheitskriege über Deutschlands Gefilde dahinbrauste. Tausenden von Freiheitskämpfern, denen unter den Strapazen des Krieges die Kraft erlahmen wollte, hat der Gedanke neuen Mut verliehen: „Du kämpfst fürs deutsche Vaterland, du kämpfst für Kaiser und Reich! Denn wenn der Erbfeind besiegt und der Friede errungen ist, dann muß aus den Trümmern des alten das neue Reich erstehen.“

Wieder war das Ende Enttäuschung. Aber die Erfüllung solch lebendiger Wünsche und Hoffnungen konnte zwar hingehalten, doch nimmermehr gänzlich vereitelt werden. Was sich so tief und fest wie die deutsche Kaiseridee unter heißem Schmerz und brennendem Weh in das Herz eines Volkes eingegraben hat, das trachtet bei jeder Gelegenheit nach Verwirklichung. So ging denn vor 26 Jahren, nirgendwo angeregt, sondern wie ein elektrischer Schlag überall gleichzeitig sich offenbarend, beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges der Gedanke durch die Seelen: „Aus diesem Kampfe mit dem französischen Kaiserreiche des Lugs und Trugs muß und wird ein neues deutsches Kaiserreich der Wahrheit und des Rechtes hervorgehen.“ —

Und endlich waren die Tage der Prüfung vorüber; die kühnsten Wünsche wurden durch die Ereignisse der Jahre 1870 und 71 nicht nur erfüllt, sondern übertroffen. Aber die Prüfung hat auch Jahrhunderte gewährt, und was wir jetzt besitzen, ist ein mit Blut und Tränen erkauftes Gut. Sollen wir damit umgehen, wie es die Menschen so oft mit einem gewöhnliche Erwerb zu machen pflegen? Sobald sie ihn erlangt haben, finden sie auch schon Mängel und Fehler, sind verdrossen und widerwillig und möchten am liebsten wieder umtauschen, was sie vorher als das Beste ausgelesen haben. Wollen wir uns hin- und herwiegen lassen von jedem Lufthauch? Unser Kaiserreich ist eine neue Schöpfung, an der, wie an allem Neuen, dies und das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem oder jenem nicht behagen mag, aber sollen wir darum vrrgessen, was das ganze für uns ist? — — D, laßt uns allezeit dessen eingedenk sein, wie heiß unsere Väter ein solches Reich ersehnt und erbetet haben! Laßt uns daran denken, mit welchen Opfern es errungen worden ist! Laßt es uns darum lieben von ganzem Herzen! Und wenn neue Opfer dafür von uns verlangt werden, laßt sie uns gern tragen, glücklich darüber, daß wir jetzt wieder mit Stolz allen Feinden entgegen treten können unter dem alten gewaltigen Feldgeschrei:

„Hie Kaiser und Reich!“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den 23. März 1897 (Centenarfeier für Kaiser Wilhelm I.)

Stolzer Gedenktage hat uns die jüngste Zeit eine lange Reihe gebracht. Manch rauschendes Fest haben diese Räume gesehen. Hochauf sind die Flammen der Begeisterung gelodert und haben sich Bahn gebrochen in Wort und Lied. Es war ein reines, heiliges Feuer, das Feuer der Liebe zu unserem Vaterlande. Reiner und heiliger aber kann es bei keiner Gelegenheit gebrannt haben als heute, wo wir in weihevoller Stimmung des großen Toten gedenken, der vor 100 Jahren unserem Volke geschenkt wurde, Kaiser Wilhelms des Ersten, der, ob er auch gestorben ist, doch auf Erden fortlebt, nicht bloß in Stein und Erz, nicht bloß in den Büchern der Geschichte, sondern in dem Herzen des deutschen Volkes, auch in dem Herzen eines jeglichen unter uns.

Niemand von Ihnen, werte Festgenossen, wird erwarten, daß ich jetzt das Leben dieses Monarchen schildere. Geht es doch in seinem Umfang weit über die äußersten Marken gewöhnlicher Lebensdauer hinaus, und ist es doch zugleich von so reichem, wechselvollem Inhalt, daß es sich vor dem staunenden Auge fast wie ein Wunder abspielt! Auf den Höhen der Menschheit entspringend, bald in die Nacht des Unglücks hinabtauchend, durch schwere Prüfungen hindurchgeführt, tritt es wider Hoffen und Ahnen plötzlich in den strahlendsten Sonnenglanz menschlicher Herrlichkeit und irdischen Glückes. Während sonst der Mensch an der Schwelle des Greisenalters den Blick rückwärts zu lenken pflegt und nur noch darauf bedacht ist, das Werk seiner Tage harmonisch abzurunden, nimmt das Leben Wilhelms des Ersten zu eben dieser Zeit seinen kräftigsten Aufschwung. Im 63. Jahre auf den Thron berufen, faßt er die Zügel der Regierung mit der Kraft eines Jünglings, und nach wenigen Jahren beginnt er seinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Namen mit Lapidarschrift einzugraben in die Gedenktafeln der Weltgeschichte. Ein Leben ohne Gleichen! Das Leben eines Kriegshelden und doch zugleich das Leben eines Friedensfürsten. Wie der Sturmwind im März über die erstorbenen Fluren braust, so fegen auf den Wink seiner schwertbewaffneten Rechten wilde Wetter über des Vaterlandes Gaue, aber bald sproßt aus kahlem Boden hoffnungsreiche Saat, und ein neuer Frühling bricht herein über die deutschen Lande.

Ein Leben ohne Gleichen! Einen Kriegsruhm hat sich dieser Preußenkönig erworben, der ihn ohne Widerspruch in die vorderste Reihe derer stellt, die jemals ihre Hand nach dem blutigen Lorbeer des Schlachtfeldes ausstreckten. Er ist ein Siegesheld gewesen, dessen Heere eine Niederlage, fast möchte ich sagen: kaum dem Namen nach kennen gelernt, dessen Land die Feinde nur als waffenlose Gefangene betreten haben. Und doch hat ihn der Kriegsruhm nie gelockt, sondern bei all seinen Kriegen hat er im Schwerte den Spaten gesehen, mit dem er den Boden bereitete für die Pflanzung von Friedenseichen, in deren Schatten das deutsche Volk arbeiten und sich der Früchte seines Fleißes ungestört erfreuen sollte.

Unklare Schwärmer waren es, die im Jahre 66 von der Ruchlosigkeit eines mutwillig heraufbeschworenen Bruderkrieges fabelten. Wie der Vogel im Ei das Recht hat, im Streben nach dem Lichte, für das er geschaffen wurde, die Hülle zu zerreißen und auseinanderzutreten, in der er sein Leben und seine Gestalt empfing, so mußte auch das neue Leben der deutschen Nation seine Fesseln zersprengen, wie ehrwürdig sie erscheinen mochten. Der Tag von Königgrätz gehörte zu den Bedingungen unserer Existenz. Und wer heute noch auf Wilhelms des Ersten Werk mit schelem Blick hinsehen kann, der hat sich entweder in den großen Windsack eines sogenannten Weltbürgertums verirrt, oder er hat sich festgerannt in dem finstern Winkel eines kleinlichen Partikularismus. Jeder andere weiß, daß mit Wilhelm dem Ersten eine neue Aera der deutschen Geschichte einen glanzvollen Anfang genommen hat. Es sind unter uns, werte Festgenossen, auch junge Männer,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von denen mancher mit eigenen Augen schauen wird, wie es in 50 Jahren um unser deutsches Volk steht. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß sie auf dem deutschen Ehrenschilde keine Flecken sehen werden. Man wird aber, auch wenn Gott diese Hoffnung erfüllt, ja selbst wenn er unser Volk noch weiter aufwärts führen sollte, man wird, sage ich, auf euch, ihr heut noch jugendfrischen, dann weißharigen und vom Alter gebeugten Männer mit Ehrfurcht hinblicken, man wird euch die Ehrenplätze in der Tafelrunde einräumen, und die Mütter werden zu ihren Knaben sprechen: Sieh, mein Sohn, das ist noch einer aus der Zeit des großen Kaisers!“ —

Doch wie hoch wir auch Wilhelm den Ersten preisen mögen, weil er ein Kriegsheld war und zugleich ein Friedenshort, weil er seines Volkes Namen erhöht und sein Glück gefördert hat, nicht darum allein wallt uns das Blut in freudiger Erregung, wenn wir seiner gedenken. Dieses wunderbare Leben wird zugleich umstrahlt von dem Zauber eines erhabenen Charakters und eines herzgewinnenden Wesens. Wer es einmal mit angesehen hat, wie der Monarch vom Volke begrüßt wurde, ich will nicht sagen: auf seinen Reisen, an fremden Orten, denn da sind besondere Huldigungen leicht erklärlich, sondern in den Straßen seiner Residenz, — wer es einmal beobachtet hat, wie im volkreichen Berlin mit seinem hastigen Treiben die Leute in fast kleinstädtischer Weise zusammenliefen, wenn der Kaiser in seinem offenen Wagen durch die Straßen fuhr, und wie sie ihm zujubelten, — wer nur einmal dabei gewesen ist, wenn unter den Linden beim Denkmal Friedrichs des Großen die nicht etwa aus lauter Fremden, sondern zum großen Teile aus Einheimischen bestehende Menge stundenlang in Regen und Wind, in Sommerhitze und Winterkälte ausharrte, um beim Aufziehen der Wache den Kaiser zu sehen, — wer das immer aufs neuer daherbrausende Hurrah vernommen, die leuchtenden Blicke, ja die Freudentränen selbst in Männeraugen gesehen hat, der kann es bezeugen, daß dieser Gruß nicht einem gefeierten Ruhmesgötzen, nicht einem umschmeichelten Cäsar galt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sondern daß er, rein und lauter wie der Felsenquell, hervorbrach aus der tiefsten Tiefe liebender Herzen.

Sie konnten nicht anders, der Kaiser hatte es ihnen allen angetan; er, der der mächtigste König der Erde war, ein Herrscher Zoll für Zoll, und doch voll Demut. Ich habe nicht nötig, Sie an jene weltberühmt gewordenen Depeschen zu erinnern, in denen er nach beispiellosen Erfolgen das, was er gewonnen, als ein Gnadengeschenk aus der Hand Gottes entgegennahm. In welch schneidendem Gegensatz steht er damit zu anderen kriegsgewaltigen Fürsten alter wie neuer Zeit! Berauscht vom Erfolge meinen sie mit ihrem Scheitel an den Himmel zu rühren. Alexander von Mazedonien läßt sich durch eine feile Priesterschaft für den Sohn des höchsten Gottes erklären und fordert die einem Gotte gebührenden Ehren; und Napoleon Bonaparte spricht 2000 Jahre später offen sein Bedauern darüber aus, daß die Aufklärung seiner Zeit ihn hindere, seinem Vorbilde, dem großen Mazedonier, in der Würde der Gottessohnschaft nachzusteigen. Wer aber, werte Festgenossen, ist in Wahrheit dem Himmel nahe gewesen? — ? Als unser alter Kaiser einst in seinem schlichten Sinne das ihm zu Teil gewordene Glück als unverdient groß bezeichnete, gab ihm der Angeredete die treffliche Antwort: Dreierlei ist es, um des willen Euer Majestät so viel empfangen haben: Erstens ruht auf Euer Majestät der Segen Ihrer frommen Eltern; und es steht geschrieben: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser.“ Zum anderen sind Euer Majestät alle Zeit von den Gebeten Ihrer treuen Untertanen umschlossen gewesen, und es steht geschrieben: Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ Zum dritten aber haben Euer Majestät allzeit Gott die Ehre gegeben, und es steht geschrieben: „Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade.“ —

Der Würde seines hohen Amtes war sich Kaiser Wilhelm I. wohl bewußt. Es ist ihm nie in den Sinn gekommen, nur dem Namen nach König zu sein und die Zügel der Regierung anderen Händen zu überlassen; aber er kannte auch die Grenzen menschlicher Kraft. Mit scharf durchschauendem Blick wählte er sich darum geistesmäch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tige Ratgeber und Paladine, und wenn sie sich bewährt hatten, dann zeigte er ihnen unbedingtes Vertrauen. Der Giftzahn des Verläumders, die Schlinge des Verführers, das Blendwerk des Heuchlers reichte nicht bis zu ihm hinauf; sein reines Herz blieb frei von dem Neid und der Eifersucht, die sonst so leicht die Mächtigen dieser Erde betören. Als der König Saul hörte, wie beim Siegeseinzuge das Volk den David höher pries als ihn, da zogen schwarze Gedanken in seine Seele. „Saul hat 1000 geschlagen, David aber 10 000!“ dieses Lied brachte den Gepriesenen um seinen Frieden und sein Glück; beinahe hätte es ihm auch das Leben gekostet. Wie anders König Wilhelm! Als im Jahre 85 sein Kanzler von dem Volke in Jubelhymnen als des Reiches Baumeister verherrlicht und mit fast königlichen Ehren überschüttet wurde, da legte sich unseres Herrschers Stirne nicht in finstere Falten, sondern er kam selbst als erster am Tage des Festes zu seinem Getreuen, reichte ihm dankbar seine Hand und zog ihn an sein königliches Herz. —

Einen Herrscher von solcher Demut vor Gott und von solcher Gerechtigkeit bei der Beurteilung menschlicher Leistungen kann man sich gar nicht anders vorstellen als schlicht, leutselig und pflichttreu. Und in der Tat, wo hat je der königliche Purpur einen schlichteren, leutseligeren, pflichttreueren Herrn geschmückt?

Wohl wußte Wilhelm I. Glanz und Pracht zu entfalten, wenn es galt, des Reiches Hoheit und Macht in seiner Person darzustellen, aber sein Behagen war geknüpft an eine Einfachheit, die selbst manchem mäßig begüterten Untertanen zu bescheiden erschienen wäre. Wohl fand Wilhelm I. kein Opfer an Gut und Geld zu hoch, wenn es sich um die Ehre und Sicherheit des Staates handelte, aber in seinem Privatleben brachte er selbst seine liebsten Gedanken immer nur soweit zur Ausführung, als es sich mit der weisen Vorsicht eines sparsamen Hausvaters vertrug. Eines sparsamen, nicht eines geizigen, denn mit echt königlicher Freigebigkeit öffnete er seine Hand überall, wo es Sorgen zu bannen, Tränen zu trocknen gab.

Wer aber seines Beistandes nicht bedurfte, dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leuchtete doch aus seinem Auge der froh machende Strahl reinster, edelster Menschenliebe entgegen, jener Menschenliebe, der niemand zu gering ist, und die jeden zur Gegenliebe zwingt: den kleinen Buben auf der Promenade zu Ems, der dem greisen Herrn in Uniform erst eine Weile andächtig ins milde, gefurchte Antlitz schaut, dann aber auf ihn zuspringt, seine Kniee umfaßt und ihm zuruft: „Bist Du wirklich der König Wilhelm?“ und nicht minder den höchsten Beamten des Reichs, der, ob man ihn auch den eisernen Kanzler nannte, dem versammelten Reichstage nur mit Schluchzen sagen konnte, daß dieses Auge im Tode erloschen war.

Damit war zugleich ein Leben unermüdlicher Tätigkeit beendet. Wir wissen, daß Kaiser Wilhelm hohe Ansprüche stellte, aber die höchsten stellte er an sich selbst. Die Beispiele dafür sind zahllos; mir genügt es heute, in Ihrem Ohre jene Worte wiederklingen zu lassen, die der sterbende Kaiser sprach: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein“ und Ihr Auge auf jene letzte Unterschrift zu lenken, die er mit seiner schon vom Tode erfaßten zitternden Hand vollständig hinzeichnete, obwohl ihm Fürst Bismarck sagte, daß in diesem Falle der bloße Anfangsbuchstabe genüge.

Ein Feind alles byzantinischen Wesens, rufe ich's als meine ehrliche Überzeugung laut hinaus: „In Kaiser Wilhelm dem Ersten starb uns das verkörperte Ideal eines deutschen Mannes.

Sein zu gedenken, sind wir hier zusammengekommen. Wie können wir ihn gebührend ehren? Man errichtet ihm allenthalben Standbilder in Stein und Erz, man preist ihn in klangvollen Gesängen. Solche Kunstwerke sind schön und löblich, aber die Hauptsache bleibt doch, daß wir das eigene Werk Kaiser Wilhelms vor Schaden behüten. All sein Denken und Sinnen, all seine Arbeit Tag und Nacht galt der Ehre, der Größe und dem Glücke des Vaterlandes. Und wenn wir ihm nicht darin nacheifern, wenn wir nicht dabei unsere beste Kraft einsetzen, dann sind die Denkmäler der Kunst eitles Gepränge. O Jugend Deutschlands, die du so gern dein Auge an der Heldengestalt Wilhelms des Siegreichen weidest, nimm das Konfirmations-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gelöbnis zur Hand, das er als Jüngling niederschrieb! Lies es wieder und wieder und sage dir immer aufs neue, daß das dein bewunderter Schlachtenkaiser als Jüngling sich vorgenommen und — als Mann und Greis gehalten hat! Sage dir's immer aufs neue, daß hier die Wurzeln seiner Kraft lagen! O Jugend Deutschlands, eifere ihm nach, und des Vaterlandes Größe ist gesichert! Du ganzes deutsches Volk, das du deinen alten Kaiser so hoch preisest, ringe darnach, so gottesfürchtig, so gerecht, so pflichttreu, so schlicht und menschenfreundlich zu sein, wie er es war, dann brauchst du dir nicht mehr von Schwarmgeistern einen Himmel auf Erden vorgaukeln zu lassen; so weit es einen solchen Himmel auf Erden geben kann, wirst du ihn haben!

In seinem Werk laßt uns den Kaiser ehren! Für Deutschlands Größe laßt uns nicht bloß unsere körperliche und geistige, sondern vor allem unsere sittliche Kraft einsetzen! In seinem Werk laßt uns den Kaiser ehren und all unseren edlen Empfindungen und Vorsätzen, die uns heute, an seinem hundertsten Geburtstage erfüllen, dadurch Ausdruck geben, daß wir uns wie ein Mann erheben und ausbrechen in den begeisterten Ruf:

„Deutschland hoch!“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1898 (Schule und Evangelium).

„Die Schule und das Evangelium.“ lautet das mir gestellte Thema. Wer diese beiden Begriffe in ihrer Bedeutung für einander gründlich und vollständig darlegen wollte, würde leicht stundenlang zu Ihnen reden können. Für mich kann es sich nur darum handeln, einige Streiflichter über das weite Gedankengebiet zu werfen und solche Punkte zu beleuchten, die meines Erachtens grade jetzt eine besondere Betrachtung verdienen. —

Über die Schule glaubt so ziemlich jeder mitreden zu können. Er ist ja selbst hineingegangen; warum sollte er also nicht ein sicheres Urteil besitzen? Da habe ich nun während meiner langen Lehrtätigkeit oft die Bemerkung gehört: „Mit wie viel unnützen Dingen werden doch die Schüler gequält! Und das Nötige kommt dadurch zu kurz.“ Daß mit diesem Ausrufe auch auf den Religions-Unterricht losgeschlagen wurde, bedarf für den Kundigen keiner Versicherung. Man war bloß zu höflich, es direkt zu sagen. Und bat ich um genauere Auseinandersetzung, dann hieß es: „Na, sehen Sie 'mal, Sie müssen doch selbst zugeben, daß der Kampf ums Dasein alle Tage schwerer wird. Wo eine Brotstelle frei wird, da drängen sich die jungen Leute nicht dutzend-, nein schockweise heran. Der Stärkste trägt den Sieg davon. Darum muß jeder junge Mensch so leistungsfähig zu werden suchen, als er irgend vermag. Die Schule muß ihm Gelegenheit bieten, möglichst viele Kenntnisse und Fertigkeiten für den Kampf des Lebens zu gewinnen. Auf solche Dinge aber, die der Mensch nicht nutzbringend verwerten kann, muß sie keine Zeit verschwenden. Wer sich damit befassen will, der mag das privatim tun.“ Das klingt für den ersten Augenblick gar nicht so unrecht, und Gevatter Hinz und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kunz geben dem Redner auch mit eifrigem Kopfnicken ihre Zustimmung.

Nun habe ich aber aus dem Munde derselben Leute oft auch eine Äußerung gehört, die zu dem eben Gesagten in Widerspruch steht, ohne daß sie sich dessen bewußt sind.

Eines Tages macht der Herr Soundso ein verdrießliches Gesicht. Ich frage ihn teilnehmend nach dem Grunde und erhalte die Auskunft: „Ach, da hat mir mein Buchhalter (oder mein Hofmeister oder mein Verwalter) gekündigt, und es ist so schwer, einen passenden Ersatz zu kriegen.“ „Aber ich bitte Sie“, sage ich, „an Leuten mit den nötigen Kenntnissen und Fertigkeiten fehlts doch nicht! Zu jeder frei werdenden Brotstelle drängen sich ja die jungen Leute nicht dutzend-, nein schockweise heran. Da kann Ihnen doch höchtens die Wahl schwer werden, aber weiter nichts.“ Und was erhalte ich darauf als Antwort? O, da sind Sie sehr im Irrtum! Ja, ja, Leute genug! Leute mit vielen Kenntnissen, gewandte Leute, geschickte Leute! Aber wissen Sie: Zuverlässige Leute, denen man ohne Bedenken sein Hab und Gut anvertrauen kann, bei denen man sicher ist, daß sie sich der Sache des Prinzipals annehmen mit Liebe und Treue, daß ihnen ihre Pflicht heilig ist, wissen Sie: die sind dünn gesät!“

Da ist's also doch nicht mit den Kenntnissen allein getan! So wichtig sie sind für den Kampf ums Dasein, es fehlt ihnen die Krone, wenn Eins nicht da ist: die sittliche Grundlage für des Menschen Gedanken, Worte und Werke. Also hat auch die Schule eine höhere Aufgabe als bloß die Beibringung möglichst vieler Kenntnisse und Fertigkeiten. Sie hat in die ihr anvertrauten Kinder den Keim zu einem sittlichen Charakter zu legen und diesen Keim so weit als irgend möglich zu entwickeln.

Setzt man nun das den lieben Gevattersleuten auseinander, dann räuspern sie sich und sagen: „Na ja, natürlich, Moral muß dem jungen Volke beigebracht werden; moralische Anschauungen muß es sich in der Schule aneignen, das versteht sich von selbst.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und dabei fühlen sich die Biedermänner geradezu gehoben durch das Bewußtsein ihrer eigenen Moralität. Frage sie nur aber keiner, wie sie sich das denken: junge Menschen zur Moralität zu erziehen! Was sie dann zu Tage bringen, wir wollen's nicht beim rechten Namen nennen. Das Beste daran ist, daß die Moral, die sie meinen, doch niemals Nietzsches Herrenmoral oder irgend ein anderes philosophisches Trugbild ist, sondern, daß sie sich schließlich nach Abhebung alles Schaums und aller Unklarheiten doch zusammenfassen läßt in dem alten Worte aus Christi Munde: Alles nun, was ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen!"

Freilich, die Tiefe und Höhe dieses Wortes ahnen sie nicht. Und wenn sie ihnen aufgedeckt und enthüllt wird, dann fehlt ihnen die Antwort auf die neue Frage, woher dem Menschen die Kraft kommen soll, den hohen sittlichen Ansprüchen zu genügen, die in diesem Worte Christi beschlossen sind. Die rechnerische Erwägung: „Ich kann einmal in gleiche Lage kommen und werde mir dann auch treuen Beistand wünschen" hat noch wenig Hungrige gespeist, wenig Nackende gekleidet, wenig Sieche gepflegt, sie hat noch nicht viel Liebe, Treue und Gewissenhaftigkeit in der Welt erzeugt. Der natürliche Mensch flieht vor fremdem Elend, er scheut sich vor der Aufopferung in fremdem Dienst. Die Nächstenliebe, die alles überwindet und alles leistet, entzündet sich einzig und allein an der heiligen Flamme der Gottesliebe. Nur wenn der Hauch des göttlichen Geistes Seele und Leib regiert, umschließen wir den Nächsten mit unserem Herzen, nehmen ihn gleichsam in unser eigenes Ich auf, und zwar so, daß er uns als dieses Gesamt-Ichs besserer Teil erscheint und daß wir uns infolgedessen zur selbstlosesten Hingebung gezwungen sehen. Darum, werte Freunde, wenn wir bei der Erziehung unserer Jugend nach dem höchsten Ziele trachten, muß die frohe Botschaft von dem, der sich selbst für uns dahingegeben, der Kern aller Unterweisung sein, das Centralfeuer, das seine erwärmenden Strahlen bis in die äußerste Peripherie des Lehr- und Lerngebiets entsendet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es kann nun zwar kein Zweifel bestehen, daß die in der Gottesliebe wurzelnde Nächstenliebe in jeder christlichen Gemeinschaft zur Blüte kommen kann. Sie kann sich überall entfalten, wo die Menschen in Jesu Christo den Grund ihres Heils und das Vorbild ihres Wandels sehen. Es ist aber dabei doch ein großer Unterschied, ob man auf den Wegen Roms oder auf den Wegen Wittenbergs wandelt. Wenn Zwei dasselbe tun, so ist es deswegen noch nicht dasselbe. Lassen Sie mich gleichnisweise reden! Zwei Kinder haben beide den Geburtstag ihres Vaters vor sich. Das eine setzt sich hin und fertigt seinem Vater eine Arbeit mit dem Wunsche, von dem erfreuten Vater gelobt und mit Liebesgaben belohnt zu werden. Das ist römisch. Das andere Kind setzt sich auch hin und müht sich an einer Arbeit, aber mit dem Gedanken: Der Vater hat mir so viele Liebe erwiesen; könnte ich ihm doch so recht meine dankbare Gegenliebe beweisen! Das ist evangelisch. Und weiter! Zu dem ersten Kinde spricht seine Mutter: Ich werde dir sagen und zeigen, was und wie du für den Vater arbeiten sollst. Folge meinen Anweisungen, auch wenn du ihre Richtigkeit zunächst nicht einsiehst, und dein Werk wird dem Vater wohlgefällig sein. So spricht die römische Kirche. Dem anderen Kinde sagt seine Mutter: Belehren und beraten will ich dich jederzeit, aber der Entschluß und die Ausführung sind deine Sache. Was du dem Vater bringst, das muß dein eigen sein. So spricht die evangelische Kirche. Die römische Kirche behandelt ihre Kinder das ganze Leben hindurch als Unmündige; die evangelische will, daß ihre Kinder gemäß dem Evangelium auf eigenen Füßen stehen und als Freie ihre Freiheit gebrauchen zur Ehre Gottes. Daher muß es trotz aller Anerkennung dessen, was auf römischer Seite geleistet wird, doch dabei bleiben, daß die evangelische Sittlichkeit ebenso weit über der römischen steht als jede freie Tat über einer unfreien. Wenn dem aber so ist, dann kann auch diese Seite der evangelischen Lehre gar nicht früh genug und gar nicht eindringlich genug in die Seelen der Kinder geprägt werden. In aller Bescheidenheit wage ich die Behauptung, daß der Behandlung des Gesetzes in unserem Religionsunterricht oft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein ungebührlich breiter Raum gewährt wird. Wohl können wir das Sittengesetz nicht entbehren. Mit seinem energischen „Du sollst, du sollst“ muß es den Kindern ins Herz gegraben werden als die Norm christlichen Lebens. Immer wieder muß darauf hingewiesen werden als auf den Spiegel für unseren inwendigen Menschen. Aber kommt nicht um dieses Nötigen willen das Wichtigere oft zu Schaden? Ich stütze mich auf meine Beobachtungen. Schüler aller Altersstufen aus allen möglichen Gegenden und Schulen, in allen möglichen Gegenständen religiöser Unterweisung wohl beschlagen, befanden sich gegenüber den knappen Fragen: Was hast du davon, daß du ein Christ bist? und: Was hast du davon, daß du ein evangelischer Christ bist? in offenbarer Verlegenheit. Und doch sind das die Fundamentalfragen gerade in unserer Zeit, wo die rote Internationale, die Sozialdemokratie, dem gesamten Christentum den Krieg erklärt hat, die schwarze Internationale aber, der römische Ultramontanismus, auf der ganzen Linie gegen unser evangelisches Christentum vorgeht. Klipp und klar muß auf jene Fundamentalfragen die Antwort erfolgen; das ist unendlich viel wichtiger als manche subtile Unterscheidung von Begriffen, als manche dogmatische Spitzfindigkeit, auf die Zeit und Mühe verwendet und verschwendet wird. „Daß ich ein Christ bin, davon habe ich die Versöhnung mit Gott, mit Luthers Worten: Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Als evangelischer Christ stehe ich in einem unmittelbaren Verhältnis zum Heilande, den ich fasse und halte mit der Hand des Glaubens. Und daß dem so ist, das bezeugt mir die heilige Schrift, in der ich selber nach der Wahrheit suchen und forschen darf.“ Dieses Bewustsein muß die evangelische Schule in der Seele eines Jeden zur vollen Klarheit erwecken, damit er den Schatz, den die Reformatoren auch für ihn mit blutenden Händen aus dem Schutte mittelalterlichen Kirchentums herausgegraben haben, von früher Jugend an seinem vollen Werte nach erkennt und hoch halten lernt. Es muß ihm auch im Gegensatz dazu gezeigt werden, wie sich auf römischer Seite zwischen den Christen und seinen Heiland eine Priesterschaft drängt, die ohne jede Spur einer Berechtigung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sagt: „Nur durch uns geht der Weg zu ihm.“ Eine solche Belehrung ist um so dringender nötig, je eifriger sich das bekehrungssüchtige Rom in unseren Gegenden bemüht, die tiefe Kluft zu verschleiern, die sich zwischen Romanismus und Evangelium dehnt. Tritt die evangelische Jugend mit dieser Waffenrüstung ins Leben hinaus, dann tun unsere Schulen zugleich ihr Bestes für das Vaterland. Ihre Zöglinge werden allerdings für byzantinisches Wesen, für Menschenvergötterung nicht zu haben sein; denn wer sich als einen Freund und Bruder Jesu Christi fühlt, der ist frei von Menschenfurcht und Menschenüberschätzung. Aber bei allem berechtigten Selbstbewußtsein werden sie doch auch ein demütiges Herz haben, weil sie auch in den menschlichen Verhältnissen die göttliche Ordnung ehren, und sie werden in freier Selbstbestimmung freudigen Gehorsam leisten.

Nicht abhängig von einer um weltliche Macht und Ehre ringenden Hierarchie, die je nach den politischen Konstellationen heute diese, morgen jene Parole ausgibt, morgen segnet, was sie gestern als gottlos verdammte, — von einer solchen Hierarchie nicht abhängig und nur auf das eigene, in Gottes Wort gebundene Gewissen gestellt, wird die im Evangelium heimische Jugend und das aus ihr erwachsende evangelische Volk immer mehr beitragen zur Verscheuchung jeder Art von Unlauterkeit und mit Erfolg dahin wirken, daß in unserem Vaterlande die Wahrheit Gestalt gewinnen, soweit es in diesem unvollkommenen Erdenleben möglich ist.

Darum halten wir der immer aufs neue auftauchenden seichten Bildungsphilisterei immer aufs neue den Satz entgegen: Die Schule soll der Jugend das Nötigste und Beste ins Leben mitgeben. Nun wohl, dies Nötigste und Beste ist und bleibt das Evangelium.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den 6. Juli 1901 (Turnen und Sport).

Seit Jahrzehnten hat Sangerhausen für kein Fest so energische und so umfangreiche Vorbereitungen getroffen wie für das heute beginnende 25. Turnfest des Kyffhäusergaues.

Umfangreich waren die Vorbereitungen schon der Zeit nach, denn ehe noch der Lenz den ersten schwachen Versuch wagte, des Winters Herrschaft zu brechen, da erging sich die Sangerhäuser Turnerschaft bereits in Juli-Betrachtungen, und ihre Vertrauensmänner ersannen und berieten hochfliegende Pläne; die herangezogenen Hilfskräfte aber wuchsen bald zu einer solchen Zahl an, daß fast ein staatsmännischer Blick dazu gehörte, sie samt ihren vielen Sonderaufgaben zu überschauen und zu leiten. Und mit Tatkraft ging man ans Werk. Manches Komitee-Mitglied überwand wiederholt zwei Ausschuß-Sitzungen an einem Abend; und wenn ich mir die Beratung der Kostenanschläge ins Gedächtnis zurückrufe, so kann ich nur sagen, daß jeder Ausschuß löblich bemüht gewesen ist, sich hinsichtlich der Kreditforderungen an Kühnheit und Zähigkeit von keinem anderen übertreffen zu lassen.

Woher solch ungemeines Interesse? Woher kommt es, daß sich so viele Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, ja diese keineswegs in letzter Linie, so lebhaft für das Gelingen dieses Festes erwärmten? Macht's die Menge der Gäste, die man in unsern Mauern zu begrüßen hoffte? Hat die Jugendkraft und Jugendfrische, deren sich die große Mehrzahl von ihnen erfreut, solchen Reiz ausgeübt? War's der Wetteifer, anderen Orten des Gaues nicht an Gastlichkeit und Leistungsfähigkeit nachzustehen? Nun, diese Motive mögen mitgewirkt haben, aber sie genügen nicht zur Erklärung dafür, daß Leute aus allen Ständen und Berufen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit so gleicher Teilnahme in solcher Einmütigkeit für das Turnfest tätig waren. Das hat einen tieferen Grund.

Das Wort „Turnfest“ hat nicht bloß einen frohen, sondern zugleich auch einen markigen Klang. Es weht um dieses Wort wie heitere Musik und fröhlicher Chorgesang, wie ein Hauch von Bergesluft und Waldesduft, aber sein Laut strafft zugleich unsere Muskeln und weitet die Lungen und dehnt die Glieder, indem es uns eine kraftvolle Tätigkeit vor die Augen rückt. Die edle Turnerei trägt das heitere Gewand des Spiels, aber sie ist dabei doch eine ernste Sache von hoher Bedeutung für Volk und Vaterland. Hier liegt das Geheimnis ihrer Erfolge. Darum hat sie Alle auf ihrer Seite, auch die ernstesten Männer, denen sonst jede Stunde kostbar ist, die nie eine Minute übrig haben für einen sogenannten Zeitvertreib, für einen Sport, für ein Spiel. Dem Turnen wenden sie selbst im Alter immer wieder ihre Teilnahme zu, widmen ihm Zeit und Kraft.

Es ist nicht immer so gewesen; auch dieses Gute hat sich mühsam Bahn brechen müssen. Es ist der Turnerei gegangen wie dem großdeutschen Gedanken, zu dem sie in enger Beziehung stand; ja gerade deshalb, weil sie sich mit jenem Gedanken so enge verbunden hatte, teilte sie sein Schicksal. Es hieße Holz in den Wald tragen, wenn ich hier davon reden wollte, wie der Gedanke an ein einiges deutsches Reich sich durch Nacht zum Licht hindurchgerungen hat, wie er nach den sieben Jahren korsischer Schmach Zehntausende begeisterter Männer zu den Waffen trieb, wie nach kurzer Frist dieselben Männer den Schmerz erleben mußten, daß zwar die Fremdherrschaft gebrochen war, die Krone des Befreiungswerkes aber in den Staub dahinsank, und wie dann endlich doch noch den Söhnen zu Teil wurde, was den Vätern versagt geblieben war. Dieselbe politische Gesinnung, deren Äußerung bald nach den Befreiungskriegen hinter die Gitter der Kasematten geführt hatte, brachte nach einem halben Jahrhunderte Lob und Ehre, statt des tiefen Kerkers hohe Anerkennung, statt der Fesseln und Bande Ehrenketten und Ordensbänder. Denselben Weg ist die Turnerei gegangen. Wie einst ihre Begründer mit allen übrigen großdeutsch Gesinnten erst mit-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gehofft und mitgerungen, dann mitgeklagt und voll Ingrimms die Faust geballt hatten, so mußten sie auch mit leiden. Als eine Schande wurde das hingestellt, was nach ihrer Meinung des Volkes Ehre fördern sollte, ja selbst den Namen der Turnkunst suchte man in die Nacht der Vergessenheit hinabzusenken. Aber wenige Jahrzehnte später bildete eine königliche Zentral-Turnanstalt dutzendweis Lehrer aus, damit sie die Jugend in der Kunst unterwiesen, die auch von Staats wegen anerkannt war als ein Jungbrunnen von nie versiegender Frische. Es war eine Umkehr, wie sie gar nicht völliger gedacht werden kann, und von Jahr zu Jahr hat das Gute immer weiteren Raum gewonnen. Ich denke, es sitzt in dieser Versammlung wohl mancher, der gleich mir sich noch aus seiner Kinderzeit zu erinnern weiß, wie manch wohlerzogener Staatsbürger über die Turner seine Nase rümpfte. Ich höre es noch, wie auf dem Turnplatz meiner Heimatstadt, den der alte Jahn um seiner Lage willen voll Entzücken als den schönsten Deutschlands gepriesen hatte, die steifleinenen Bildungsphilister sich über einen Turner lustig machten, der trotz seines grauen Haares und Bartes rüstig mit am Barren und Pferd übte. Noch klingt mir die spöttische Bemerkung im Ohr, die ich damals wiederholt vernahm: „Ob sich der alte Mann nur nicht schämt.“ Heute liegt wohl auch mitunter noch Heiterkeit auf den Gesichtern, wenn die alten Herren in der Turnhalle aktiv werden, aber statt des Spottes hat die Heiterkeit einen besseren Gefährten, das ist die allgemeine herzliche Freude an den Männern, deren Alter so frisch blüht wie greisender Wein. — Ja, ich sehe sie auch noch vor mir, die nicht wenigen Schulgenossen, denen keine Stunde unbequemer war als die Turnstunde. In prangender Rede wußten sie bei öffentlichen Feiern von den gymnastischen Übungen des spartanischen Kriegsadels zu erzählen, selbst aber hingen sie am Reck mit jammervoller Miene und fielen wieder ab wie ein Bündel Unglück. Das brachte ihnen keine Minderung ihres Ansehens, sie blieben Leuchten der Anstalt, weil sie in den Wissenschaften tüchtig waren. Wir Männer von heute empfinden die Paarung eines starken Geistes mit einem kraftlosen Körper als ebenso schmerzliche Disharmonie wie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Paarung eines kraftvollen Leibes mit einer verkümmerten Seele; unser Ziel ist das der Natur gemäße harmonische Verhältnis: starker Geist in kraftvollem Leibe. Und beim Trachten nach diesem Ziele erheben wir uns noch weit über jenen gepriesenen spartanischen Adel. Der meinte, die Pflege des Leibes gebühre nur vornehmen Leuten, die nicht auf ihrer Hände Arbeit angewiesen seien. Wir kennen keinen derartigen Standesunterschied, wir sagen: Grade die Arbeit adelt den Menschen. Und weil das Eine an jener antiken Anschauung richtig ist, daß die Arbeit, insbesondere die körperliche, dem Leibe des Menschen oft unschöne Spuren ihrer Last aufdrückt, so bestärkt uns das nur darin, uns mit unserem Werben für das Turnen an das ganze Volk zu wenden. Wir rufen dem Geringen ebenso wie dem Vornehmsten zu: „Komm zum Turnplatz, damit deine Arme wieder gelenkig, deine Kniee elastisch werden, und dein gebeugtes Haupt sich wieder aufrichte!" Auch die Mädchen sollen sich immer mehr an dem ernsten Spiele beteiligen, damit allmählich in Wahrheit von unserm ganzen Volke gelte: Die Mädchen so frank und die Männer so frei, als wär' es ein adlig Geschlecht. —

Muß es denn aber grade das Turnen sein? Ist nicht dasselbe Ziel mit anderen Mitteln zu erreichen? Halten die verschiedenen Arten des Sports nicht just in unserer Zeit geradezu einen Triumphzug durch alle Länder? — Werte Festgenossen, es liegt mir nichts ferner, als den Sportsmen zu nahe zu treten. Ich weiß auch hier das Gute zu schätzen und freue mich, wenn es gedeiht; trotzdem muß aber doch gesagt werden, daß kein Sport unserem Volke das Turnen zu ersetzen vermag. Der Sport schließt erstens schon den minder Bemittelten meist von vorn herein aus; an Vielseitigkeit aber reicht kein Sport auch nur entfernt an das Turnen heran. Weil es allen, den Reichen wie den Armen dient und alle in fast allseitiger Weise übt und fördert, wird das Turnen für die leibliche Erziehung des Volkes immer die erste Stelle einnehmen. Unvergessen bleibe aber auch, daß das Turnen nicht jener äußeren Reizmittel bedarf, die den meisten Sportbetrieben zu ihrem Gedeihen unerläßlich zu sein scheinen. Wohl

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist es dem Turnen förderlich, wenn die benachbarten Vereine von Zeit zu Zeit zusammenkommen, um von ihrem Streben Zeugnis abzulegen und von einander zu lernen, und darum feiern wir ja grade unser Gauturnfest, damit das Gefühl, mit vielen Hunderten und Tausenden in der Nähe und Ferne in Einem Streben verbunden zu sein, gestärkt werde, ein Gefühl, das auf jeden Einzelnen und damit auf die Gesamtheit erhebend wirkt und durch das gemeinsame Raten und Taten der Sache, der es gilt, immer neue Lebenskraft zuführt. Wohl ist es auch dem Turnen förderlich, wenn Vereine wie einzelne Turner bei solchen Gelegenheiten in edlen Wettstreit mit einander eintreten, aber mit Genugtuung weisen wir darauf hin, daß solche Wettkämpfe nicht zu den Lebensbedingungen der Turnerei gehören, und daß der schlichte Kranz noch immer als Ehrenpreis ausgereicht hat und den Siegern teuer und wert gewesen ist. So soll's auch bleiben. Ohne den Freunden des Sports ihre Ehre im mindesten zu schmälern, wollen wir uns doch ängstlich davor hüten, das Turnen sportmäßig zu betreiben. Turnerische Sportsmen würden der Turnerei nur schaden. Mögen einzelne besonders Befähigte sich auch gelegentlich einmal in diesem oder jenem Kunststückchen zeigen, so soll doch die Turnerei alles Akrobatentum mit Entschiedenheit ablehnen. Wenn sie das tut, dann wird sie für die Pfeile des Witzes, die am Sport so gern ihre Flugkraft erproben, immer unerreichbar hoch dastehen. Sie wird auch ihrer ehrenden Aufgabe immer mehr gerecht werden, an der Erziehung des Volkes zum Heile des Vaterlandes zu arbeiten. Der Sport mag sie dabei unterstützen, aber weiter reichen seine Mittel nicht. Sollte das jemand bezweifeln, dann sage ich: Ein Volk kann im Sport groß sein und doch in der Not des Vaterlandes versagen. Zum Beweise brauche ich nicht bis ins Altertum hinaufzusteigen und zu schildern, wie in Byzanz die Wettkämpfe der Rennbahn das Interesse des Volkes von höherem patriotischem Streben ablenkten, nein, ich brauche bloß auf bekannte Ereignisse unserer Tage hinzuweisen. Wo blühen alle Formen des Sports mehr als in England? Es ist darin der Lehrer des Festlandes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und genießt als solcher so hohes Ansehen, daß seine Schüler wunderbarer Weise vielfach meinen, bei Übernahme der Sache sogar die Sprache des Lehrers mit herübernehmen zu müssen. In Südafrika aber wird der sportkundige Englishman zum Spotte von ganz Europa; und ich bin überzeugt, wenn er früher oder später einmal wird zeigen müssen, wie es auf dem Wasser mit seiner kriegerischen Tüchtigkeit bestellt ist, so wird auch da seine Selbstüberschätzung zu einem Fiasko führen.

Am ganzen Volke für des Vaterlandes Heil erziehend zu wirken, das ist der Turnerei erhabenes Ziel. Der einseitigen Bildung des inwendigen Menschen gegenüber schafft sie dem äußeren Menschen sein Recht. Aber Leib und Geist stehen in Wechselwirkung; wer den Leib in Zucht nimmt, geht an der Seele nicht spurlos vorüber. Ich will hier nicht reden von dem Einflusse des Turnens auf den Scharfblick, den Mut, die Geistesgegenwart und ähnliche nach außen gerichtete Seiten der Mannhaftigkeit. Lassen Sie mich nur zweierlei kurz erwähnen! Ich gedenke eines Lehrers, der gemahnt wurde, auf einen Schüler besonders scharf zu achten, weil er in eine für das sittliche Leben besonders gefährliche Zeit körperlicher Entwickelung eingetreten sei, und der lächelnd antwortete: „Noch bin ich um den ohne Sorge, — er ist ein fleißiger Turner.“ Auch ich meine: wer darauf bedacht ist, seinen Leib zu stählen, der verachtet, was ihn verderbt, und wahrt zugleich mit dem Leib seine Seele vor dem Gemeinen. Zum Andern erinnere ich daran, daß in diesem Frühjahr ein deutscher Fürst hervorhob, wie das Turnen auch seinen Heilwert besitze gegenüber jener Zeitkrankheit, die sich besonders unter der gebildeten Jugend unheilvoll breit macht, des Pessimismus. Gesundes Blut schafft ein fröhliches Herz, ein fröhliches Herz aber schaut voll Hoffnung um sich. Es sieht selbst mitten unter Trümmern die Keime frischen Lebens und hegt und pflegt sie. Es verzagt nicht am eigenen Leben und verzweifelt nicht am Leben seines Volkes. Es läßt sich nicht irre machen in der Liebe zum Vaterlande und schaut allzeit aufwärts in ruhigem Vertrauen. Ein fröhliches deutsches Turnerherz glaubt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fest daran, daß Gott unserm Volke noch hohe Aufgaben zugewiesen hat, an deren Lösung mitzuwirken jeder Deutsche berufen und verpflichtet ist. Ja, zu höh'rem Ziel führet unser Spiel. —

Geehrte Festgenossen! Eine große Zahl von Vereinen wird sich dem Festzuge anreihen, der sich morgen durch die Straßen Sangerhausens bewegen soll, und jeder Verein wird stolz darauf sein, als wesentlicher Bestandteil eines wichtigen Ganzen gelten zu dürfen. Möchte unser Fest ihnen allen neben seinen sonstigen ernsten und heiteren Gaben eine Stärkung des echten turnerischen Geistes bringen! Möchte es jedem Turner die frische Kernhaftigkeit mehren, die, abhold allem Gemeinen, sich fromm aufschwingt zu dem ewigen Reinen, die, fröhlich gestimmt und fröhlich stimmend, das äußere Gesetz zur eigenen freien Willensbestimmung macht, damit die vier Worte unseres Wahlspruches nicht bloß in goldener Schrift auf Fahnen, Wappen und Gürteln prangen, sondern tief in jedem Turnerherzen wurzeln als eine lebendige, treibende Kraft! Dann wird jeder, auch wenn er in den nächsten Tagen keinen Preis erlangt, doch das Beste mit nach Hause nehmen als sein eigenstes Eigentum.

Ja, die edle Turnerei läßt keinen, der ihr dient, leer ausgehen. Wir grüßen sie, der diese Tage geweiht sind, sie, die Spenderin von so viel Heil für Körper und Geist, mit dem alten kerndeutschen Turnergruße, indem wir die Becher schwingen und rufen: „Ihr deutschen Turner alle,

Gut Heil!“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den 18. Januar 1901 (Preussenfeier).

Ein Geburtstag ist es wieder, zu dessen öffentlicher und allgemeiner Feier wir heute Abend an altgewohnter Stätte versammelt sind. Vor 6 Jahren war es der 80. Geburtstag des Reichsbaumeisters Otto von Bismarck, vor 4 Jahren der 100. seines kaiserlichen Herrn, Wilhelms des Siegreichen. Die meisten von uns hatten den beiden gefeierten Helden selbst in das leuchtende Auge geblickt, und wir alle fühlten uns mit freudigem Stolze als ihre Zeitgenossen. Die heutige Feier gilt nicht einer Persönlichkeit, und das freudige Ereignis, dessen wir gedenken, liegt in so ferner Vergangenheit, daß selbst unsere Großväter nicht mehr von einem lebenden Augenzeugen Bericht erhalten haben; aber in zahlreichen schriftlichen Aufzeichnungen besitzen wir lebensvolle Schilderungen von jenem 18. Januar 1701, dem Geburtstage des preußischen Königreiches.

Da steigen vor unserem Auge die Mauern von Königsberg empor, der alten Hauptstadt des Herzogtums Preußen. Hart liegt der Winter über dem nordischen Lande, aber auf den von Eis und Schnee bedeckten Straßen der Residenz drängt sich eine froh bewegte Menge. Geschmückte Herolde verkünden unter Trompetengeschmetter den bedeutungsvollen Vorgang. Wir hören die Kanonenschläge, das Geläut der Glocken, wir sehen den 43jährigen Friedrich im Audienzsaale seines herzoglichen Schlosses, umgeben von aller Pracht damaliger Zeit, inmitten der Würdenträger seines Staates, angesichts der Vertreter der Landstände. Jetzt nimmt er die goldene, mit Edelsteinen gezierte Königskrone vom Prunkkissen und drückt sie mit eigener Hand auf sein Haupt; von seiner Hand empfängt auch seine Gemahlin den königlichen Schmuck, dann nehmen beide die erste Huldigung entgegen. Nun erst, nachdem es zum un-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zweideutigen Ausdruck gekommen ist, daß der neue König seine Würde weder einer weltlichen noch einer geistlichen Macht verdankt, zieht das gekrönte königliche Paar zur Schloßkirche, wo in feierlichem Gottesdienst die Salbung vollzogen wird. Anstelle des Herzogs gibt es nun einen König in Preußen.

Die Verwandlung eines nicht grade großen, von polnischem Gebiet umschlossenen Herzogtums in ein kleines Königreich, — war denn das eigentlich eine Begebenheit von so hervorragender Bedeutung? An sich kaum. Aber derselbe Friedrich, der nunmehr am Pregel als König gebot, hatte noch eine andere Residenz an der Spree. Der Herzog, der sich zum Könige gekrönt hatte, er war zugleich der Markgraf von Brandenburg, ein Kurfürst des römischen Reiches deutscher Nation, der seinen Herrscherstab auch innerhalb der Grenzen dieses Reiches über viele Hundert Quadratmeilen schwang bis hin zum fernen Rheinstrome. Und das war das Bedeutungsvolle an dem Ereignis jenes 18. Januars, daß dieser deutsche Reichsfürst nunmehr auch in seinem Schlosse an der Spree als ein König thronte; als ein König, der sich mit gleichem Rechte neben alle übrigen Souveräne Europas stellen durfte. Das war das Große an dem Ereignis des 18. Januars, daß nunmehr über dem roten Adler von Brandenburg wie über den Greifen von Pommern und dem Löwen von Geldern der schwarze Adler von Preußen schwebte, der sie alle mit seinen königlichen Fittichen deckte. Was der Kurfürst von Brandenburg, der Herzog von Pommern, der Fürst von Halberstadt gebot, das befahl von nun an überall und an jedem Orte der preußische König. Die Zusammengehörigkeit und die geschlossene Einheit all der verschiedenen Gebiete war in glücklichster Weise zum Ausdruck gebracht.

Wohl selten hat ein Volksname solch wunderbaren Wechsel erfahren wie der preußische. Erst gehört er einem wenig zahlreichen, den Slaven verwandten Volke, das von glühendem Haß gegen alles deutsche Wesen erfüllt ist und nach langem, erbittertem Kampfe unter dem deutschen Schwerte fast ganz verblutet. Dann geht der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Name allmählich auch auf die deutschen Eroberer und Besiedler des preußischen Landes über, verbreitet sich weiter über immer neue Hunderttausende ihrer fernwohnenden Stammesgenossen und wird zum Ehrennamen einer machtvollen, kerndeutschen staatlichen Gemeinschaft.

Seine Herkunft von einem kriegerischen Volke hat der Name Preußen niemals verleugnet. Unwillkürlich verbindet sich mit seinem Klange die Vorstellung von fernem Waffengeklirr, vom Rasseln der Trommeln, vom Hufschlag einherstürmender Reitergeschwader. In den Hilfstruppen, die Friedrich III. dem Kaiser für die Anerkennung seiner Königswürde versprochen hatte, erschien die erste königlich preußische Armee auf dem Felde der Ehre. Am Rhein, in den Niederlanden, im fernen Italien erdröhnte der Marschtritt ihrer Bataillone, und in ihren Fahnen rauschte der Sieg.

Große Wandlungen hat die kommende Zeit gebracht, aber den Ruf glänzender Tapferkeit und Mannszucht hat sich das preußische Heer immer aufs neue erworben. Wer könnte die Orte alle herzählen, mit denen die Erinnerung an preußische Heldentaten verknüpft ist! Mitten unter uns sitzen derer genug, die mit dabei gewesen sind, als der Hurraruf der preußischen Sturmkolonnen nach langem Frieden zum ersten Male wieder erbrauste und bleiches Entsetzen in den Reihen der Feinde weckte. Das preußische „Volk in Waffen“ wurde ein Vorbild, von dem Freunde und Gegner zu lernen suchten, und als vor Jahrzehnten fern überm Ozean eine kleine Nation besondere kriegerische Fähigkeiten bewies, da fühlten sich ihre Männer hochgeehrt, als man sie die Preußen von Südamerika nannte.

Welch unbegrenztes Vertrauen sich die Waffentüchtigkeit Preußens zu erringen vermocht hat, das kann meinem Gefühl nach gar nicht packender zum Ausdruck kommen, als es im Beginn des letzten großen Krieges durch die schlichten Worte jenes Landmanns in der bayrischen Pfalz geschah, der ruhig hinter seinem Pfluge herging, während von der nahen französischen Grenze her nicht nur der Donner der Geschütze, sondern sogar das Rollen der Gewehr-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

salven zu hören war. Auf die Frage, wie er bei solcher Nähe der Gefahr so ruhig seiner friedlichen Arbeit obliegen könne, antwortete er lächelnd: „Dort stehen ja die Preußen. Da kommen die Franzosen nicht herüber.“ Und wenn jetzt im fernen Asien die Nationen, ob nun gern oder ungern, den deutschen Kriegern Bewunderung zollen, so wissen wir: was die deutschen Soldaten dort zeigen, das leisten sie, weil sie nach preußischem Muster geschult sind.

Ja, einen ehernen Klang hat der preußische Name, aber nicht bloß im Sinne kriegerischer Tüchtigkeit, sondern auch in einer anderen Beziehung, die sittlich noch höher steht, das ist die Unbeugsamkeit des Rechts. Fast sind wir gewöhnt, sie als etwas Selbstverständliches anzusehen. Es mutet uns beinahe wunderlich an, wenn wir in den heiligen Schriften des Alten Testaments den Richter so hoch rühmen hören, der nicht Geschenk nimmt über dem Unschuldigen, der nicht Recht in Unrecht verkehrt und Unrecht in Recht, der selbstlos den Witwen und Waisen zu dem Ihrigen verhilft. Und doch, — würde der gerechte Richter so hohes Lob erfahren, wenn sich nicht zu jener Zeit die Ungerechtigkeit in der Justiz und in der Verwaltung breit gemacht hätte? Wie damals, so später. Aber während Willkür und Gewalt ringsher im Schwange gingen, konnte in Preußen der Müller von Sanssouci seinem eigenen Könige mit der Klage vor dem Berliner Kammergerichte drohen. Vielleicht ist diese Erzählung eine Legende, aber Legenden haben ihre Wurzel in der Volksseele. Diese Überlieferung hätte also nicht entstehen können, wenn in der Seele des Volkes nicht die Überzeugung gelebt hätte, daß der preußische Staatsbürger, auch der geringste, vor einem königlich preußischen Gericht vorkommenden Falls auch gegen seinen eigenen König Recht bekommen würde. Und das ist etwas so Großes, so Herrliches, daß selbst der strahlendste Kriegsruhm davor in Schatten sinkt.

Und wieder sage ich: Große Wandlungen hat die Zeit gebracht, aber ob sich auch sittliche Fäulnis hier und da tief eingefressen hat, noch waltet in Preußen das Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

setz ohne Ansehen der Person, und so schwer das Gold auch wiegt, so blendend es gleißt, — das Zünglein an der Wage der Gerechtigkeit vermag es nicht seitwärts zu drücken.

In das starke Gefüge des preußischen Militär- und Rechtsstaates wurde jedes neu erworbene Gebiet fest eingegliedert, und selbst solche, die widerwillig hinzukamen, lernten sich der neuen Verhältnisse freuen. Ähnlich den altgermanischen Völkervereinen der Alemannen, der Franken, der Sachsen bildeten die Preußen einen neuen deutschen Völkerverein. Welchen Namen seine Glieder auch früher getragen hatten, und wie sie sich nebenher noch weiter bezeichnen mochten, sie wußten sich Eins, sie waren alle von dem schwarzweißen Bande umschlungen, und trotz aller Verschiedenheit ihrer Dialekte sagten sie, stolz auf die gemeinsame Rechtsordnung und den gemeinsamen Kriegsruhm mit gleichem Selbstbewußtsein: „Wir sind Preußen.“ Ja, in jener traurigen Zeit, wo Deutschland zum geographischen Begriff herabgesunken war, wurde das ganz allmählich zusammengekommene und so bunt zusammengesetzte preußische Staatsgebiet seinen Bewohnern zum Vaterlande.

Daß aber alles das wurde, das beruhte doch wesentlich auf zwei glücklichen Umständen: erstens, daß ununterbrochen ein und dasselbe Herrscherhaus an der Spitze stand, das mit dem Staate zusammen groß geworden war, das mit ihm gelitten und gestritten hatte, ein Herrscherhaus, dessen Ehre und Ruhm, dessen Glück und Macht mit denen des Staates identisch waren; und zum anderen darauf, daß dieses Herrscherhaus nicht Schwächlinge hervorbrachte, sondern Männer, noch mehr, daß unter ihnen bedeutende, ja selbst große Männer waren. Ich brauche keine Namen zu nennen, wir kennen sie alle. Wenn wir heute das 200jährige Bestehen des Königreichs Preußen feiern, so feiern wir gleichzeitig die 200jährige Königsherrschaft der Hohenzollern.

Das Volk des Königreichs Preußen und das Königsgeschlecht der Hohenzollern gehören zusammen und sie schulden beide einander Dank. Die Hohenzollern haben die Wurzeln ihrer Kraft im preußischen Lande und in dem Herzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Preußenvolkes; des preußischen Volkes Größe und Wohlfahrt aber ist durch die Hohenzollern begründet und zur Entfaltung gebracht worden. Allbekannt wohl ist die ergreifende Erzählung von dem alten, damals noch jungen Nettelbeck, wie er in der Fremde, in Lissabon, sorgenvoll umherwandert und dabei zu einem Wachsfigurenkabinet kommt. Er tritt ein und sieht dort die lebensgroße Figur des alten Fritzen, seines Königs, den die Menge in andächtiger Bewunderung betrachtet. Das packt ihn in innerster Seele, so daß er die Tränen nicht halten kann. Demütig-stolz ruft er aus: „Ich bin auch ein Preuße." Und die begeisterten Ausländer ehren in ihm seinen König. Da haben wir ein köstliches Bild der innigen Zusammengehörigkeit des preußischen Volkes und seiner Hohenzollern. Sie nicht ohne uns, wir nicht ohne sie. —

Verehrte Festgenossen! Wir richten unseren Blick auf die Zukunft. Wir sagen uns: Auch künftig können nicht alle Hohenzollern große Männer sein. Es wäre Torheit, einen solchen Wunsch auch nur auszusprechen. Eins aber dürfen wir hoffen und erbitten: daß auch in Zukunft immer Männer auf dem Throne der Hohenzollern sitzen, Männer, die, selbst fest und stark, auch feste und starke Untertanen haben wollen, Männer, die zwar Wert legen auf Roß und Reisige, auch auf Schiffe und Seeleute, die aber dabei nie vergessen, daß die Liebe des freien Mannes den Herrscherthron gründet wie Fels im Meer.

Wir, werte Festgenossen, sind als freie Männer aus freiem Triebe des Herzens zu dieser Feier gekommen. Wohl ist im eben verflossenen Jahrhundert der deutsche Patriotismus hinausgewachsen über den preußischen, und wir danken Gott dafür, aber wir haben doch ein gutes Recht, den preußischen über dem deutschen nicht zu vergessen. Wären wir und unsere Väter nicht gute Preußen gewesen, das deutsche Volk würde heute noch vergeblich fragen: Was ist des Deutschen Vaterland? Darum soll es uns kein deutscher Mann verübeln, wenn wir heute mit Selbstbewußtsein daran denken, daß wir Preußen sind. Wir alle, die wir uns hier versammelt haben, Sachsen zumeist, aber auch Westfalen und Rheinländer, Pommern, Branden-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

burger, Schlesier, kurz Männer aus allen möglichen Gauen unseres deutschen Vaterlandes, wo immer neben der schwarzweißroten die schwarzweiße Fahne weht, wir geben im Bewußtsein einer besonderen Zusammengehörigkeit innerhalb der deutschen Reichsgrenzen einmütigen Sinnes all der Dankbarkeit und Liebe, die wir gegen unseren preußischen Staat und sein Königshaus hegen, begeisterten Ausdruck, indem wir rufen:

Preußen hoch!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den 27. Januar 1906 (Patriotismus).

Trotz aller Einbuße während der letzten Jahrzehnte ist das monarchische Gefühl in Preußen heute noch so mächtig, daß nicht bloß die Mitglieder des Heeres und der Flotte wie der gesamten Staatsverwaltung den Geburtstag ihres obersten Kriegs- und Gerichtsherrn freudig begrüßen, sondern daß sich auch für weite Kreise der bürgerlichen Bevölkerung des Königs Geburtstag zu einem Tage sowohl ernster wie fröhlicher Feier gestaltet.

Aber viele Hunderttausende stehen seitwärts mit finsterer Miene, oder sie gehen mit spöttischem Lächeln an den Feiernden vorüber. Nicht wenigen auch ist „Königs Geburtstag" weder lieb noch leid. Sie sind gleichgültig geworden. Ohne Furcht und ohne Hoffnung lassen sie einen Tag wie den anderen dahinrollen. Komme, was kommen mag! Da entflieht den Lippen der Feiernden nicht selten der verächtliche Ruf: „Vaterlandsloses Gesindel!" während die Anderen mit giftigem Hohn von lächerlichem Hurrapatriotismus reden.

Unter solchen Umständen drängt sich uns an einem Tage wie der heutige unwillkürlich die Frage auf: Wie steht es eigentlich bei uns mit dem Patriotismus? Wo fehlt er? Wo ist er vorhanden? Wo breitet sich trügerischer Schein? – Sowie wir an die Beleuchtung dieser Fragen herangehen, stellt sich alsbald heraus, daß unter Patriotismus recht Verschiedenes verstanden wird. Zwar scheint nichts klarer zu sein als des Wortes Bedeutung: Patria Vaterland, Patriotismus vaterländische Gesinnung, Vaterlandsliebe. Wenn nun aber jemand begeistert rufen wollte: „O Schaumburg-Lippe, du mein schönes Vaterland!" so würde seine Begeisterung jedenfalls für die meisten Hörer eines komischen Beigeschmacks nicht entbehren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und doch wird niemand bezweifeln, daß man auch einen speziell schaumburg-lippischen Patriotismus besitzen kann, ebensogut wie einen preußischen. Denn die Größe macht's nicht. Und auch der patriotischste Preuße wird heutzutage Preußen nicht mehr als sein Vaterland bezeichnen.

Dann ist es also vielleicht die andere Bedeutung von patria, mit der wir's zu tun haben, die Bedeutung Heimat? Patriotismus gleich Heimatsliebe? Aber wie? Nennen wir den Bergbewohner, der in der Fremde vor ungestillter Sehnsucht nach der Heimat krank wird, dahinsiecht und schließlich an Heimweh stirbt, darum einen Patrioten? Gewiß nicht.

Betrachten wir die genannten Empfindungen näher! Diejenige, die das Herz zuerst bewegt, ist die Liebe zur Heimat. Natürlich gilt das Wort Heimat hier weder im naturwissenschaftlichen noch im juristischem Sinne, sondern im ethischen. Es handelt sich für uns um die Heimat als ein Objekt des menschlichen Gefühls, um ein Gebiet, das der Mensch mit seinem Herzen umfaßt. Die Grenzen dieses Gebiets sind dehnbar; für manchen Menschen sind sie überraschend eng. Weinend klagte mir einmal eine Landfrau bei der Gratulation zur Verlobung ihrer Tochter, ihr Kind käme so weit weg in die Fremde; und auf meine teilnehmende Frage erfuhr ich dann, daß sie in eins der Nachbardörfer heiratete. Für diese Frau dehnte sich der in der eigenen Heimstätte, im eigenen Herd und Haus und Hof wurzelnde Heimatsbegriff nicht über den Kreis der Nachbargehöfte hinaus. Jenseits der Dorfgemarkung lag ihr schon die Fremde. Sie war nur wenig über die Stufe der frühesten Kindheit hinausgewachsen, auf der ihre Wiege ihre Heimat war.

Trotz der Freizügigkeit gibt es gleich ihr noch immer Menschen genug, die mit ihrer Seele an der Scholle haften, der sie entsprangen. Die Veränderungen, von denen auch diese Scholle getroffen wird, sind so geringfügig und gehen so allmählich vor sich, daß sich der Einzelne ihrer wenig bewußt wird. Die bekannte Flur, die bekannten Gebäude, der Quell, der Teich, das Wäldchen, er umfaßt sie unwill-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kürlich mit seinem Herzen, und wenn sein Auge sie nicht mehr sieht, fühlt er sich fremd. Für die körperlich und geistig Beweglicheren aber dehnt sich der Heimatsbegriff immer weiter und weiter, er überspringt selbst große Unterschiede in Bodengestaltung und -bebauung, und wenn auch der Platz, wo das Kind gespielt, immer das Herzblatt des Ganzen bleibt, so reicht doch schließlich die Heimatsliebe bis dahin, wo ein andrer Stamm, wenn auch desselben Volkes, ihr durch wesentliche Unterschiede in Sprache, Sitte, Gebräuchen, Gewohnheiten und Überlieferungen Schranken setzt. Es schließt sich an das Gefühl der Bodenständigkeit und zwar in wachsender Ausdehnung das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den auf demselben Boden Hausenden, bis schließlich die Heimatsliebe in den breiteren Strom der Vaterlandsliebe mündet. Wohl übertragen wir unter Umständen den Namen „Heimat“ auch auf das weitere Gebiet des Vaterlandes, sobald uns nämlich jenseits seiner Grenze das Gefühl des Fremdseins unter anders redenden Menschen ergreift, aber zumeist tritt doch ein Unterschied deutlich hervor. Der Rheinländer z. B. liebt es, sein Heimatsgefühl poetisch so zu steigern, daß er sogar erklärt: „Nur am Rhein, da will ich sterben, Nur am Rhein begraben sein,“ aber über die Grenzen des Rheinlandes hinaus ergießt sich der Strom seiner Liebe auch auf alle andern deutschen Gauen, auch auf solche, die von den Ufern des grünen Rheins weit entfernt liegen. Mit jenem alten Sohne der Ostsee, der am Rhein eine neue Heimat fand, mit Ernst Moritz Arndt singt er begeistert: „Was ist des deutschen Vaterland? Ist's Preußenland, ist's Schwabenland? Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht? Ist's, wo am Belt die Möve zieht? O nein, o nein, Sein Vaterland muß größer sein. Das ganze Deutschland soll es sein.“ Denn die deutschen Stämme, so große Verschiedenheiten sie auch im einzelnen aufweisen mögen, sie alle sind eng verbunden durch Abstammung, Sprache und gemeinsame Schicksale. Und so ist auch das von ihnen bewohnte Gebiet in seiner ganzen Weite und Breite gemeinsamer Besitz aller, und ob auch dem Tyroler seine hochragenden Berge, dem Oldenburger seine weiten Heideflächen und dem Strandbewohner seine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kahlen Dünen das Liebste und Schönste sind, so umfassen doch alle das gesamte Deutschland mit gleicher Liebe als ihr Vaterland.

Es ist nun keine Frage, daß wir auf beide, auf die Heimatsliebe wie auf die Vaterlandsliebe nicht selten auch das Wort Patriotismus anwenden. Reden wir doch sogar, und zwar durchaus nicht immer in tadelndem Sinne, von Lokalpatriotismus, einem Worte, das den Patriotismus in die denkbar engsten heimatlichen Grenzen bannt. Andrerseits ließen wir aber vorhin zwar preußischen Patriotismus, nicht aber ein preußisches Vaterland gelten. Also muß unter Patriotismus noch etwas Anderes zu begreifen sein als Heimats- und Vaterlandsliebe.

Vor etwa 40 Jahren, ich kann mich dessen aus dem Kriege von 66 noch sehr genau erinnern, sangen nicht nur die Ost- und Westpreußen, und mit ihnen nicht nur die Brandenburger und Pommern, die Schlesier und Westfalen: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ sondern mit gleicher Frische und Freudigkeit, wenn auch zum Teil mit recht mangelhafter deutscher Aussprache, stimmten die Wasserpolacken vom Oberlaufe der Oder ein. Ja, man kann sagen, sie besaßen ebenso wie die Masuren in Ostpreußen einen geradezu hervorragenden preußischen Patriotismus. Es waren Leute, die für ihr Preußentum mit Freudigkeit in Kampf und Tod gingen. Sie waren nicht unsere deutschen Volksgenossen, ihr heimatlicher Boden war von alters her slavische Erde, aber sie waren preußische Staatsbürger. Das war es, und da liegt es. Der Patriotismus richtet sich auf den Staat. Der Staat, der die Bewohner eines bestimmten Gebietes durch eine besondere Organisation zusammenhält, wird zwar im allgemeinen seine Glieder mit festeren, innigeren Banden umschließen, wenn sie von gleichem Stamme und gleicher Sprache sind, wenn er durch und durch ein Nationalstaat ist, aber er kann auch Bürger verschiedener Nationalität umfassen. Jede Organisation fordert von ihren Mitgliedern Opfer; der Staat, die höchste aller Organisationen, die höchsten. Er fordert Opfer an Geld und Gut, unter Umständen sogar an Leib und Leben. Diese Opfer können

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch von Bürgern verschiedener Nationalität gleich gern gebracht werden. Die Staatsbürger können alle in gleichem Maße von der Gesinnung beseelt sein, das Wohl ihres gemeinsamen Staates unter allen Umständen aufs beste zu fördern. Und diese Gesinnung ist der Patriotismus in der von uns gesuchten Bedeutung des Wortes. Es ist zwar eng mit der Heimatsliebe und der Vaterlandsliebe verwandt, aber indem er neben beiden oder über sie hinaus alle durch gleiches Recht und gleiche Gesetze Verbundenen samt ihrem Landgebiet umfaßt, hat er seine unbestreitbare Eigenart.

Aber, werden wir nun fragen, wann können die Bürger eines Staates von dieser Gesinnung erfüllt sein? Denn Gesinnungen und Gefühle lassen sich nicht kommandieren.

Nun, von einem geknechteten und gequälten Volke kann uumöglich Patriotismus verlangt werden. Der Bürger muß sich wohl fühlen können in der organisierten Gemeinschaft, der er angehört. Das ist die erste und unerläßliche Bedingung. Diese vorausgesetzt, werden in naiven Zeiten die Regierten zufrieden sein, wenn ihnen Selbstständigkeit in ihren privaten Angelegenheiten und die Möglichkeit gewährt wird, ihr Brot in Sicherheit zu erwerben und zu verzehren. Mit der wachsenden Bildung aber strebt der Bürger auch danach, seine Meinung in gewissem Maße zur Geltung zu bringen. Und je mehr er imstande ist, an der Staatsverwaltung mitzuwirken, um so lebendiger wird sein Interesse an allen öffentlichen Dingen werden, um so eher wird er bereit sein, das, was er als sein eigenes Werk betrachtet, zu fördern und zu schützen, um so mehr wird er sich zum Patrioten herausbilden.

Es macht keinen Unterschied, welcher Art die Organisation des Staates ist. Der Bürger einer Monarchie und der Bürger einer Republik, sie können an Patriotismus mit einander wetteifern. Der Geschichtsunterricht unserer Gymnasien führt den Schülern bewundernswerte Beispiele patriotischen Opfermutes aus den kleinen Republiken des altgriechischen Volkes und aus den Zeiten des großen römischen Freistaates vor die Augen, er begeistert die Jugend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch die Beispiele altgermanischer wie moderner Königstreue. Nur ein verrannter Monarchist könnte leugnen, daß es etwas Großes um die republikanische Idee ist, um die Idee eines Staates, in dem alle Bürger, von gleichem Patriotismus beseelt, selbst das Regiment in die Hand nehmen und, jederzeit zu jedem Opfer bereit, aus eigener Machtvollkommenheit zeitweise diejenigen Männer mit der Leitung der Geschäfte beauftragen, die ihnen dessen würdig erscheinen und dessen würdig sind.

„Würdig sind", ja, da aber offenbart sich eben auch gleich der Mangel. Es ist etwas Großes um die republikanische Idee, aber es ist etwas Geringes um die Menschen selber. Die Geschichte der Republiken aller Zeiten lehrt uns, wie sie rasch von ihrem Ideale herabgleiten und in der Eitelkeit und Selbstsucht ihrer Bürger oft genug ruhmlos ersticken. Und je größer das republikanische Gemeinwesen ist, je unübersichtlicher seine Organisation sich gestaltet, desto üppiger können sich jene Sumpfpflanzen breit machen. So darf es uns denn nicht wunder nehmen, daß uneigennützige, edelgesinnte Bürger der großen nordamerikanischen Union zuweilen deutschen Staatsbürgern freimütig bekannt haben: „Wie froh wollten wir sein, wenn wir Euren Kaiser hätten!" Ja, obwohl niemand in Abrede stellen wird, daß auch auf hohen Königsthronen niedrige Menschen gesessen haben und sitzen werden, — es gilt beim gegenseitigen Abwägen von Republik und Monarchie doch immer wieder das alte homerische Wort:

Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω,
εἷς βασιλεύς,

Niemals frommt Vielherrschaft im Volk, nur Einer sei Herrscher,
Einer König allein.

Wir, geehrte Festgenossen, erfreuen uns einer Monarchie, die dem einzelnen Staatsbürger auch hinsichtlich der Staatsverwaltung ein Maß der Mitwirkung gewährt, und wir erfreuen uns eines Herrscherhauses, das allzeit eifrig bestrebt gewesen ist, nach bestem Wissen das Wohl der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bürger zu fördern, das die Stirn der Borussia mit reichem Lorbeer umwunden hat; und wir erfreuen uns eines Herrschers, der es als sein höchstes Ziel bekennt, auf den Pfaden der besten seiner Ahnen zu wandeln. Wie steht es nun bei uns gegenwärtig mit der höchsten staatsbürgerlichen Tugend, mit dem Patriotismus?

Da müssen wir zunächst mit Betrübnis feststellen, nicht, daß es viel Unzufriedenheit bei uns gibt; die braucht den Patriotismus noch nicht zu schädigen. Allen menschlichen Einrichtungen haften Mängel an, und wenn die durch Erkenntnis der Mängel erzeugte Unzufriedenheit zur Besserung dient, dann ist dies ein erfreulicher Lauf der Dinge, der uns sogar ein gutes Quantum von Raisonnement mit Gleichmut ertragen läßt. Denn auch das Raisonnieren ist menschlich. Aber wir müssen leider sagen, daß bei vielen der Patriotismus hinter andere Interessen zurückgetreten, daß er bei vielen auch ganz geschwunden ist. Zwar wissen wir, daß unter den Millionen derer, die sich bei den Wahlen für eine völlige Zertrümmerung der bestehenden staatlichen und bürgerlichen Ordnung erklären, sehr viele, ja, ich wage zu behaupten, die meisten nur Mitläufer sind, aber es gibt doch viele Hunderttausende, die aus Ueberzeugung rufen: „Was schiert mich Heimat und Vaterland? Was schiert mich Volk und Staat? Hinweg damit! Wo mir's gut geht, da ist mein Vaterland, und in dem Staat, den wir uns bauen werden, ist kein Raum für das alte Gerümpel, das die Welt bisher als ideale Güter gewertet hat.“ Und daß mit diesen sich ohne Scheu als vaterlandslos bekennenden Gesellen so viele überhaupt mitlaufen mögen, das ist und bleibt tief zu beklagen. Und wie beschämend stehen in anderen Länder die Glieder eben dieser selben sozialdemokratischen Partei ihren deutschen Genossen gegenüber! Bei aller Gleichartigkeit in den sonstigen Anschauungen halten die fremdländischen Sozialisten, auch wenn sie längst alle anderen höheren Güter über Bord geworfen haben, eins fest: Sie würden keinen Fußbreit ihres Landes preisgeben. Sie bleiben Patrioten und reiben sich im stillen lachend ihre Hände über die deutschen Narren, die bereit sind, im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Westen das Elsaß, im Norden Schleswig, im Osten Westpreußen, Posen und Oberschlesien ihren französischen, dänischen und polnischen „Brüdern“ in nebeligem Weltbürgertums-Dusel auszuliefern. Ist's ein Wunder, daß der eingebildete Engländer im Hinblick auf ein Volk, das Scharen solcher Bürger zählt, seine hochmütigste Miene aufsetzt? Er, der sich in seinem Patriotismus das rücksichtslose, aber zur Weltherrschaft führende Losungswort geprägt hat: „Right or wrong, my country!“? — „Was Recht, Was Unrecht! 's gilt mein Vaterland!“?

Schlagen wir ein andres Blatt auf! Viele Hunderttausende unserer Mitbürger erklären zwar die Sozialdemokraten für Verwüster, und sie streben ihrerseits nach idealen Zielen, merken aber dabei nicht, daß sie selber, mit der Binde frommen Kirchenglaubens vor den Augen, auf Wegen geleitet werden, an deren Ende ebenfalls dasjenige in Trümmer gehen muß, was sie wie jeder Patriot mit heißer Inbrunst umfassen. Neben der neuen Idee des sozialistischen Zukunftsstaates existiert seit Jahrhunderten die Idee eines anderen Universalstaates, der zwar die einzelnen weltlichen Staaten in beliebiger Form und Zusammensetzung bestehen lassen will, aber nur in untergeordneter Stellung, sodaß der einzelne Bürger zwar Patriot sein darf, aber doch nur insoweit, als sein Patriotismus nicht mit den Forderungen einer angeblich theokratischen Universalherrschaft in Widerspruch gerät. Bei dem Ringen um die Verwirklichung jener Idee eines Priesterstaates erfahren diejenigen Nationalitäten, die durch ihren Charakter und ihre Verhältnisse verwendbarer erscheinen, allseitige Förderung, die anderen allseitige Hemmung. Es steht nicht außer Zusammenhang mit diesem Ringen, daß die einst so patriotischen Preußen polnischer Zunge in den letzten Jahrzehnten größtenteils ihren preußischen Patriotismus verloren haben und Feinde unseres Staates geworden sind. — In unseren Ostmarken haben endlich im letzten Jahre viele von denen, die bis jetzt, um nur ja ihrer Kirche recht treu zu dienen, den Polen Handlangerdienste leisteten, zur Freude jedes deutschen Herzens ihren verhängnisvollen Irrtum erkannt, und sie haben ein Panier aufgeworfen, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unter voller Wahrung ihrer religiösen Interessen die deutschen Farben flattern läßt. Seine Inschrift heißt: „Treu unserm Glauben bis in den Tod! Hoch unser Banner schwarz-weiß-rot!“ Wenn dieser patriotische Geist sich weiter Bahn bricht, so wird er auch allmählich jene beklagenswerten Vorgänge in unseren Parlamenten verschwinden lassen, daß bei Forderungen für Heer und Flotte auch das für den Staat als notwendig Erkannte an Bedingungen geknüpft wird, eine Erscheinung, für die zu unserer tiefen Beschämung die Bürger fremdländischer Staaten nicht einmal ein Verständnis besitzen.

Aber zeigen etwa die übrigen Blätter im Buche unseres Staatslebens keinerlei Mangel an Patriotismus? Müssen wir nicht z. B. rügen, daß unser preußisches Volk, das so lange keinen bewaffneten Feind in seinen Grenzen sah und sich des friedlichen Genusses seiner erworbenen Güter freuen durfte, sein Herz allzusehr an diesen Besitz gehängt hat? Daß es gar nicht mehr damit rechnet, daß politische Umwälzungen ihn dahinraffen können wie der Wind die Spreu? Welches ängstliche Sperren, wenn Opfer für den Staat nötig werden! — Steuern bezahlen ist niemals ein Vergnügen, aber sie werden auch nicht aus Spaß gefordert. Ernste Prüfung der Steuer-Vorlagen ist nicht nur des Staatsbürgers Recht, sondern seine Pflicht, aber klägliches Gejammer, Feilschen und Markten um jeden Groschen ist nicht die Sache eines ernsten Patrioten.

Und ist es wohl auch patriotisch, wenn in der Presse, und zwar nicht bloß in Witzblättern und Winkelblättchen, sondern in Zeitungen, die ernst genommen werden wollen, ja selbst in solchen, deren Stimme im Auslande Gewicht hat, — wenn in dieser Tagespresse, sage ich, die Qualitäten eines neu ernannten Generalstabs-Chefs geflissentlich herabgesetzt werden? Ich meine, es wäre patriotischer, sich zu freuen, wenn schon der Klang seines Namens den Heißspornen jenseits unserer Grenzen Respekt einflößt, und voreilige Bedenken zu unterdrücken. —

Hochgeehrte Festgenossen, wir müßten nicht Menschen sein, wenn sich nicht in unserem Staate neben dem Mangel auch falscher Schein bemerkbar machte. Zwar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hat in Preußen schon lange, bevor es eine konstitutionelle Monarchie wurde, die Anschauung geherrscht, daß der Fürst des Staates erster Diener sei. Aber der Monarch ist dabei doch zugleich der Repräsentant der Staatsgewalt. Roms Imperatoren ließen allerorten ihre Bildsäulen aufstellen und forderten, daß man sich durch Rauchopfer vor dieser Bildsäule als guter Staatsbürger erweise. Unsere Fürsten fordern keine Rauchopfer, und Standbilder pflegt man ihnen erst nach ihrem Tode zu setzen, aber des Weihrauchs können sie sich doch nicht erwehren. Es will mich sogar bedünken, als wäre dessen in der letzten Zeit mehr geworden als zuvor, und als verbreitete sich noch obendrein die Anschauung, man tue der Monarchie und dem Monarchen einen besonderen Dienst damit. Ein Fürst bedarf in seinem hohen und so hoch verantwortlichen Amte vor allem der Sicherheit des Urteils. Auch er ist ein Mensch, auch er kann sich täuschen und irren. Darum müssen alle seine Diener von den vornehmsten bis zu den geringsten, müssen alle Staatsbürger sich bemühen, sein Auge vor falschem Heuchelscheine zu bewahren.

Auch hat das Überwuchern von Äußerlichkeiten noch allezeit dem innersten Wesen, dem Kern Abbruch getan. Und die Besorgnis ist nicht unbegründet, daß man jetzt bei uns einen übermäßigen Wert auf Äußerlichkeiten legt und in der Offenbarung dieser Wertschätzung einen Maßstab für den eigenen und fremden Patriotismus sieht. Es ist gewiß eine Ehre und ein wertvolles Gut, wenn jemand neben seinem bürgerlichen Amt und Beruf das Recht besitzt, den Degen und die Schärpe seines Königs zu tragen, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die meisten der so Bevorzugten mit ihrer bürgerlichen Beschäftigung in der Arbeit eines ganzen Lebens mehr Werte für den Staat schaffen, ihm also auch mehr Dienste leisten als in der zumeist kurzen Frist ihres Waffendienstes. Und je gewissenhafter und tüchtiger sie ihren bürgerlichen Beruf zum Wohle der Gesamtheit treiben, desto größeren Patriotismus beweisen sie. Ist es darum nicht eine Verirrung, wenn gar manche ihre Stellung im bürgerlichen Leben samt allen Leistungen geringer einschätzen, und diese Hintansetzung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch obendrein für einen besonders hohen Grad von Patriotismus halten?

Von alters her ist es bei uns Sitte, auf das Wohl des Staatsoberhauptes in frohgestimmtem Kreise den Becher zu schwingen und allen Wünschen durch einen kräftigen Trunk Nachdruck zu geben. Schön! Aber der Patriotismus ist nicht Essen und Trinken, und kleinlich erscheint es, beim festlichen Gelage die Abwesenheit des Einen oder Anderen mit Mißtrauen zu bemerken, und wenn nicht ein als probabel geltender Grund ersichtlich wird, zu sagen: „Gezählt, gezählt, gewogen und zu leicht befunden.“ Die Ehrfurcht vor dem König, die Ehrerbietung gegen ihn, die Liebe zu ihm sind Sache des Herzens, und bei weitem nicht immer ist derjenige der opferwilligste Patriot, der sein Glas am häufigsten auf das Wohl des Monarchen leert.

Auch nicht der besitzt den größten Patriotismus, der kritiklos jede Handlung des Staatsoberhauptes billigt. Ein solcher Menschenvergötterer ist schon von vornherein als eine innerlich unwahre Persönlichkeit anzusprechen. Und die größten unter den Großen dieser Erde haben immer den Mann, der in Ehrerbietung, aber ohne Scheu seiner abweichenden Meinung Ausdruck zu geben wagte, als den treuesten Diener eingeschätzt, weil es ihm nicht in erster Linie auf die Gunst des Herrschers, sondern aufs Wohl des Ganzen ankam.

Als ich diese Gedanken bei mir weiter ausspann, kam mir eine kleine Erzählung aus der napoleonischen Zeit ins Gedächtnis. Der Vorgang hat sich in der Wirklichkeit nicht zugetragen, kann sich gar nicht so zugetragen haben, aber die Anekdote beleuchtet trefflich den Unterschied zwischen blinder Cäsaren-Verehrung und echtem Patriotismus. Kaiser Alexander von Rußland und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen unterhalten sich von der Treue ihrer Untertanen, insbesondere ihrer Soldaten. Da läßt Alexander einen Grenadier seiner Leibwache rufen und befiehlt ihm, durchs Fenster in den gepflasterten Hof hinabzuspringen. Und der Russe springt ohne Wort und ohne Zaudern in die todbringende Tiefe. Ein nunmehr heraufgerufener preußischer Landwehrmann fragt ruhig:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Majestät, geht's ums Vaterland?“ „„Nein.““ „Dann verweigere ich's.“ Und König Friedrich Wilhelm entläßt ihn mit zufriedenem Lächeln. — — Der König von Preußen herrscht nicht über Sklaven, und der preußische Wahlspruch lautet: „Mit Gott für König und Vaterland.“

Derer aber, und damit will ich zum letzten Punkte meiner Betrachtung kommen, die ich noch weit, weit ausdehnen könnte, — derer aber, die bereit sind, nach jenem preußischen Wahlspruch zu leben und zu sterben, gibt es, das ist der gute Trost neben so manchem Trüben oder doch Unerfreulichen, im preußischen Staate und in unserem ganzen deutschen Reiche noch immer viel, viel mehr, als zaghafte Gemüter zu glauben wagen. Den besten Beweis dafür liefert uns unser südwestafrikanischer Krieg. Die Männer, die dort gegen einen jeder Menschlichkeit baren Feind unter fast unglaublichen Schwierigkeiten und Entbehrungen fechten, ringen nicht um die Freiheit des Vaterlandes, sie kämpfen nicht für Haus und Hof, für Weib und Kind, sie sind nicht ausgehoben nach den Bestimmungen des Gesetzes, — nein, freiwillig haben sie sich auf den Ruf ihres obersten Kriegsherrn gestellt. Sie erhofften sich keine reiche Beute, sie erwarteten für sich eine schwere Zeit, eine noch weit schwerere fanden sie, aber sie haben die Fahne, die ihnen anvertraut wurde, hoch gehalten bis auf den heutigen Tag, und sie werden sie hochhalten, bis der letzte Feind seinen Nacken ihrem Fuße gebeugt hat. Das gibt uns ein festes Vertrauen in der Gegenwart, wo so manche Wetterwolke am politischen Himmel steht. Wir wünschen den Frieden, wir erstreben, wir erhoffen ihn, aber wir sind der festen Zuversicht, daß der alte preußische Patriotismus, der ans Rasseln der Trommeln, ans Knattern der Gewehre und an den Donner der Geschütze gewöhnt ist, falls der Kampf unvermeidlich würde, aufs neue seine Kraft bewähren, daß er den preußischen Staat und das ganze deutsche Vaterland auch durch den trübsten Tag wieder zum heiteren Sonnenschein führen wird.

Ihm aber, der das Steuer dieses Staates und des gesamten deutschen Reiches in nerviger Faust hält, nahen wir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Maj
weige
mit z
herrs
spruc

meine
dehne
preuß
das i
doch
ganze
zagha
dafür
Männ
Feind
behru
lande
und l
des G
Ruf
keine
Zeit,
die F
auf d
der l
Das
so m
wün
ihn,
preuß
ans H
schüt
aufs
Staat
trübs
wird.

samte

„ „Dann ver-
Im entläßt ihn
von Preußen
ußische Wahl-
Vaterland.“
letzten Punkte
weit, weit aus-
d, nach jenem
erben, gibt es,
Trüben oder
und in unserem
viel mehr, als
besten Beweis
r Krieg. Die
hlichkeit baren
iten und Ent-
iheit des Vater-
Hof, für Weib
Bestimmungen
e sich auf den
erhofften sich
eine schwere
aber sie haben
h gehalten bis
hochhalten, bis
e gebeugt hat.
Gegenwart, wo
mel steht. Wir
wir erhoffen
daß der alte
ler Trommeln,
nner der Ge-
neidlich würde,
n preußischen
ch durch den
nschein führen

s und des ge-
hält, nahen wir

TIFFEN® Gray Scale
© The Tiffen Company, 2007

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

uns heute an seinem 47. Wiegenfeste mit aufrichtigem Herzen in unwandelbarer Treue. Wir versprechen ihm, in erster Linie an uns selbst ehrlich zu arbeiten, daß wir immer vollkommener werden in gewissenhafter Pflichterfüllung, ein jeder in seinem Kreise, auf dem Kontor, in der Werkstatt, in der Studierstube, auf dem Katheder und auf der Schulbank, auf dem Felde und auf dem Exerzierplatz, daheim und draußen. Wir versprechen ihm, beim Blick auf sein eigenes Tun nicht kleinlich zu nörgeln, nicht das Vertrauen zu ihm zu verlieren, immer die Überzeugung fest zu halten, daß er in seinem schweren Amt ebenfalls alle Kraft daran setzt, sein Bestes zu tun. Wir wünschen ihm, daß er zu seinen Beratern und zu Vollstreckern seiner Befehle immer Männer von wahrhaftigem Sinne finde, deren mutiges Wort sich weder drehen noch deuteln läßt, Männer von Geist und Kraft, fähig, auch schwierige Aufgaben zu erfassen und durchzuführen, Männer, die nicht auf sich sehen, sondern ihre ganze Persönlichkeit dem Staate dahingeben, die zu ihrem Wahlspruch das Wort machen: „Inserviendo consumor. Dem Dienst mein Leben!“ Wir wünschen ihm Gesundheit, ihm selbst und allen, die seine Seele liebt in Haus und Heim, damit ihm jene beste Grundlage für ein gedeihliches Wirken und Schaffen niemals fehle: ein frohes Herz. Wir wünschen ihm alles, alles, was ihn beglücken kann, indem wir uns erheben und rufen:

Seine Majestät, unser Kaiser und König,
Wilhelm II., er lebe hoch!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf